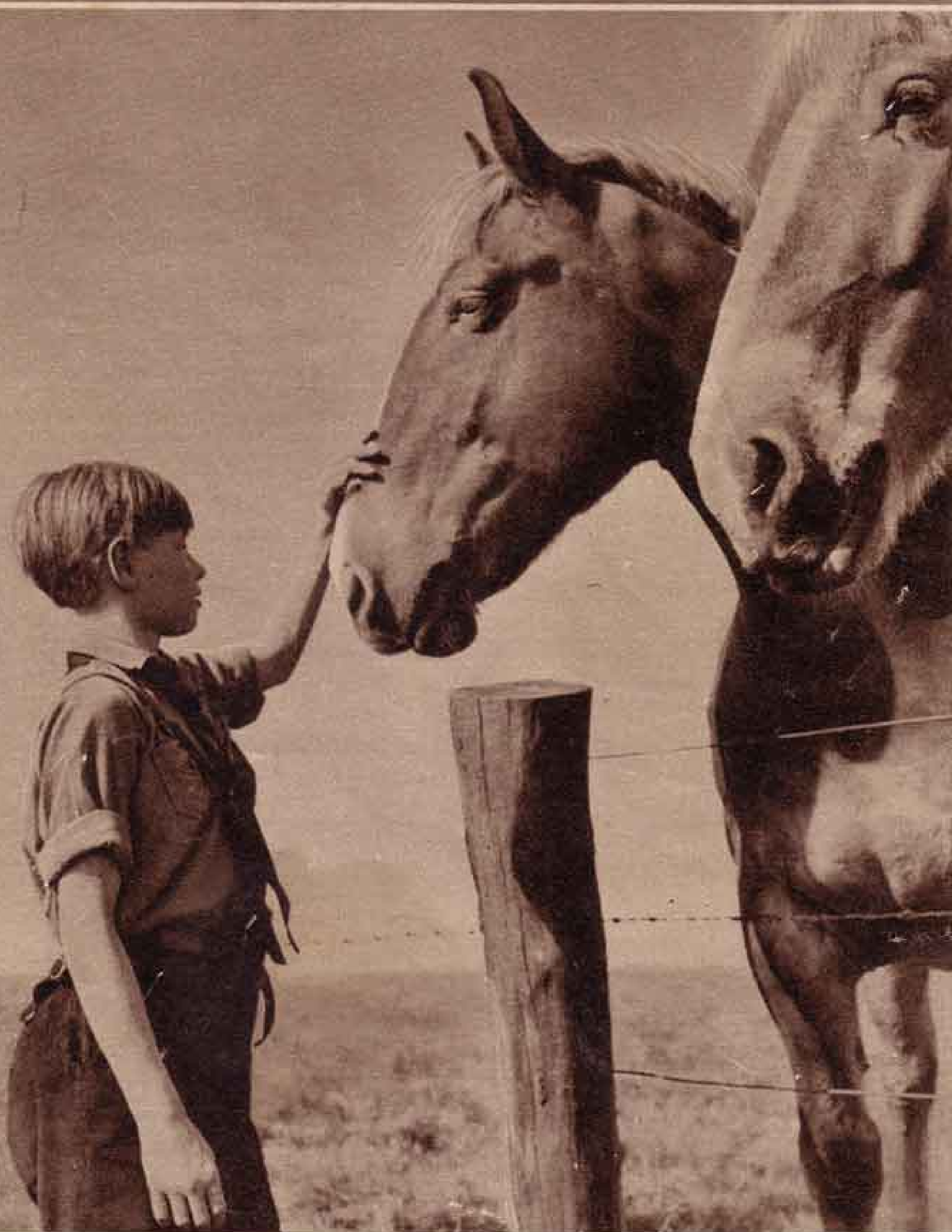
Nr. 1
32 Seiten
10 Pf.

Hilf mit!

Oktober
Gilbhard
1935

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Der „Braune" ist gar nicht böse

Aufnahme: Akademia

Die Wurthsaten

Kampf und Untergang eines mittelalterlichen Bauernfreistaates

Als der Kaiser Karl ums Jahr 800 den größten Teil des deutschen Landes erobert hatte, bestellte er für die einzelnen Teile des Reiches Grafen und Fürsten, die an seiner Stelle das Land verwalten mußten. Einige Gebiete unterstanden auch der Herrschaft eines Bischofs oder Erzbischofs. Allerdings waren noch einzelne Gebietsteile des Deutschen Reiches übriggeblieben, in denen die alte germanische Bauernfreiheit sich erhalten hatte. Hier verwalteten die Dörfer ihre Angelegenheiten selbst, duldeten weder einen Grafen noch Fürsten, noch einen Erzbischof über sich, auch leisteten sie keine Frondienste. Zum Teil besetzten sie sogar die Priesterstellen nach eigenem Wunsche.

Solche freien kleinen Bauernstaaten innerhalb des mittelalterlichen Deutschlands waren vor allem bei den Friesen zahlreich. In Ostfriesland hatten sie sich am Upstalsboom zu Aurich zusammengetan und beschlossen, sie wollten ihre Freiheit gegen weltliche und geistliche Herren bis aufs Letzte verteidigen.

Selbständig waren die Bauernschaften des friesischen Rüstringen im heutigen Oldenburg und des Landes Budjadingen an der Jade; ferner die niedersächsischen Dithmarscher in Westholstein, die erst 1559 unterworfen wurden. Lange Zeit selbständig hielten sich auch die Bauernschaften von Stedingen an der Unterweser. Im Jahre 1234 wurden sie durch einen blutigen Kreuzzug des Erzbischofs von Bremen in der Schlacht bei Altenesche besiegt und gingen dabei fast ganz unter.

Die Geschichte dieser freien Bauernschaften, namentlich der Stedinger und Dithmarscher, ist in der letzten Zeit häufiger dargestellt worden. Weniger bekannt ist das Schicksal einer anderen freien Bauernschaft aus derselben Gegend. Rechts der Weser, nördlich von Bremen herauf, bis kurz vor Cuxhaven etwa, liegt das Land Wursten, das heute noch auf der Landkarte verzeichnet ist. Der Name kommt von Wurthsaten, das sind Leute, die auf den Wurthen saßen. Wurthen sind die an der Meeresküste aufgeworfenen Hügel, auf denen man Schutz vor Überschwemmungen fand. Das Gebiet der Wurthsaten war von Kaiser Karl in seinen Kämpfen gegen den Herzog Widukind und gegen das Volk der Sachsen arg verwüstet worden; auch hatte Kaiser Karl den größten Teil der Bevölkerung wegführen lassen.

Von der See herkommend, siedelten sich nun friesische Bauern in der Gegend an und verschmolzen mit dem Rest der Wurthsaten, die der Kaiser Karl noch in der Gegend belassen hatte. Das Ländchen stieß im Südwesten an das Gebiet des Erzbischofs von Bremen, war nach der Landseite durch breite Moore und Sümpfe gut gedeckt, lehnte im Nordosten an das Land Hadeln, das den Herzögen von Sachsen-Lauenburg gehörte, und hatte vor sich die See. Mit seinen schönen Weidegründen und seinem fruchtbaren Boden war es bald reich geworden und hatte große wehrhafte Kirchdörfer und Flecken, wie Midlum, Dorum, Misselwarden u. a. Das ganze Land regierte sich selbst; an seiner Spitze standen 16 Ratgeber. Sonst ließ es sich von irgendwelchen Herren nicht hineinreden. Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg hatten versucht, Macht über das Land zu bekommen; aber sie vermochten nichts auszurichten, denn die Wurster Bauern holten sich beim Erzbischof von Bremen Hilfe. Als ihnen im Jahre 1407 der Erzbischof Johann Slansdorp von Bremen eine Burg vor die Nase setzte, von der aus er das Land zu beherrschen gedachte, verbanden sich die Bauern mit dem Herzog von Sachsen-Lauenburg, stürmten die Burg und zwangen den Erzbischof, ihre Selbständigkeit anzuerkennen.



Die Frauen der Bauern zogen mit. Eine Jungfrau namens Tjede Pekes trug die Sturmfahne

Lange Zeit hatten nun die Wurster Bauern Ruhe. Niemand ließ sich gerne mit ihnen in irgendwelche Händel ein, denn sie waren bald als wohlhabende und sehr kampftüchtige Männer allgemein bekannt. Man wußte auch sehr wohl, daß sie, wenn es nötig war, mit der Stadt Bremen gegen den Erzbischof oder auch mit den freien Bauernstaaten von Dithmarschen und Rüstringen gegen die benachbarten Fürsten und Herren zusammenhielten. Ums Jahr 1500 kämpften der König von Dänemark und die holsteinischen Herzöge gegen die Dithmarscher. Auch der Herzog von Sachsen-Lauenburg beteiligte sich an dem Feldzug. Er stellte dazu eine ganz berühmte Landsknechtsabteilung auf, die sogenannte „schwarze Garde". Sie bestand aus 6000 Mann altgedienter Soldaten, von denen selbst ihr Führer erklärte, er habe niemals so gute Krieger und so verworfene Menschen gesehen. Als sie durch das Land Wursten gegen die Dithmarscher vorrücken wollten, verlegten ihnen die Wurstener Bauern bei Weddewarden den Weg; das war am zweiten Weihnachtstag 1499. Gerade hatte der lange Heerwurm den Bohlenweg durch das Gnarenburger Moor passiert, da griffen die Bauern an, und die „schwarze Garde" holte sich blutige Köpfe. Dieses Mal hatten die Wurster Bauern auch den Erzbischof von Bremen zum Freund. Er hieß Johannes Rohde und war einfacher Leute Kind aus Bremen. Mit den großen Fürsten der Nachbarschaft stand er sich nie recht gut, denn sie sahen auf ihn herab und behaupteten spöttisch, nach ihm werde wohl ein Schusterjunge Erzbischof werden. Weil die dünkelhaften Fürsten so über seine Herkunft spotteten, war er mit seinem Herzen mehr bei den schlichten, geraden Bauern. Auch gegen die „schwarze Garde" hatte er ihnen Kriegsknechte zur Hilfe gesandt. Die wilden Gesellen hatten nämlich auch in seinem Stiftsgebiet gründlich „ausgepocht" und „Sackmann gemacht", das heißt, sie hatten gründlich geplündert.

Die Fürsten wußten nun sehr genau, daß der Erzbischof Rohde immer zu den Bauern halten würde; das paßte ihnen aber nicht. Unter Führung des mächtigen Herzogs Heinrich von Braunschweig zwangen sie darum den Erzbischof, einen Koadjutor zu bestellen, d. h. der Erzbischof Rohde sollte sich nur noch um die geistlichen Dinge seines Erzbistums kümmern, die weltliche Verwaltung wurde dem Koadjutor übertragen. Mit diesem Amt wurde aber der eigene Sohn des Herzogs Heinrich von Braunschweig betraut. Als dann der Erzbischof starb, wurde des Herzogs Sohn sogar Erzbischof.

Dieser Herzogssohn, Christopher mit Namen, erst 25 Jahre alt, war ein leichtsinniger, launischer und rücksichtsloser Mann. Gegen seine Bestellung zum Erzbischof konnte die Geistlichkeit nichts unternehmen. Es war eben schon kurz vor der Reformation, und die alte Kirche hatte viele innere Schwierigkeiten und Kämpfe zu überwinden. Machtlos mußte sie daher zusehen, daß auf den hochbedeutsamen Stuhl des Bremer Erzstiftes ein so wenig geeigneter Mann gesetzt wurde. Der junge Erzbischof hatte viel Schulden. Um sie zu bezahlen, wollte er Steuern ausschreiben. Dazu brauchte er aber die Genehmigung der Landstände, die er jedoch nicht erhielt, da sie alle nicht gern Steuern zahlten.

Das Land Wursten selbst hatte bis dahin lediglich kirchliche Gebühren bezahlt, einen „Willekomm" von 1000 Gulden für jeden neuen Erzbischof und den sogenannten „Andreasschatz", eine kleine Abgabe für kirchliche Zwecke. Darum war auch nie Streit gewesen. Nun sah Herr Christopher, dessen Verwandte alle auf mächtigen Herzogsstühlen saßen, wie dieses wohlhabende Ländchen vor ihm lag, sehr wenig bezahlte und auch nicht mehr bezahlen wollte. Ja, es machten sogar einige Politik. Ausgerechnet gegen die braunschweigischen Fürsten, Herrn Christophers Verwandte, griffen die Wurster Bauern in deren Fehde ein, als diese das Land Rüstringen unterwerfen wollten. Das war dem Erzbischof unerträglich. 1515 begann er Landsknechte anzuwerben — aber seine Landstände gaben ihm kein Geld dafür —, und erst 1517 hatte er das nötige Geschütz zusammen. Nun marschierte mitten im Winter sein Heer in zwei Teilen in das Land Wursten ein; der kleinere Teil ging über die Fähre bei



Als der lange Heerwurm der „schwarzen Garde" das Gnarenburger Moor passierte, lagen die Bauern bereits im Hinterhalt

Zeichnungen: Bodo Gerstenberg

Lehe und begann sofort zu plündern. Er wurde dabei überfallen und wieder zum Land hinausgejagt. Der größere Teil aber hatte durch die Moore einen Umgehungsmarsch gemacht und stand plötzlich mitten im Lande, stieß am Wremer Tief auf eine Schanze und den gesamten Heerbann der Bauernschaft. Noch ganz nach altgermanischer Art waren die Frauen der Bauern mitgekommen; eine Jungfrau namens Tjede Pekes aus Paddingbüttel trug die Sturmfahne, und auf das weit überlegene erzbischöfliche Heer unternahmen sie einen wilden Angriff. An der Übermacht erlagen sie; die Fahnenjungfrau wurde von einem Landsknecht in zwei Stücke geschlagen. Fast der ganze Heerbann ging unter. Weit über Deutschland hallte damals die Kunde von dieser Schlacht oben an der Nordseeküste. Als der alte Kaiser Maximilian, der in seinem schönen Tirol in Innsbruck residierte, Kunde vom Ausgang der Schlacht erhielt, soll er gesagt haben, es sei ein Jammer um diese freien Männer und um die Fahnenjungfrau, die Mutter eines Geschlechtes von Helden hätte werden können; aber helfen konnte er auch nicht. Es ging eben alles in Deutschland ziemlich drunter und drüber in jener Zeit. Der Erzbischof aber legte dem Lande Wursten jetzt nicht nur eine hohe Kriegssteuer auf, sondern auch den Zehnten von allem Korn und Vieh, und wollte seine Vögte ins Land setzen. Die schwerste Friedensbedingung aber war die Forderung, die freien Friesen sollten eine Zwingburg, die Burg Morgenstern, auf der Feldmark von Weddewarden und Imsum bauen, mit eigenen Kräften daran arbeiten und ihm das dazu nötige Land einfach abtreten. Auf einem Landtag auf dem Sievershamm brachte nach dem Friedensschluß der erzbischöfliche Gesandte, Domdechant Klencke, nunmehr genau die Forderungen heraus, wieviel Land der Herr Erzbischof verlangte; zwei ganze Dörfer sollten ihre Feldmark einfach einbüßen! Darüber kam es zur Erregung unter den versammelten Bauern. Ein Ritter im Gefolge des Domdechanten äußerte noch spöttische Worte; da schlug ihn ein Bauer nieder. Herr Heinrich Klencke drohte nun mit erhobenen Händen Hölle und Verdammnis und erklärte, den Bauern werde das vergossene Blut schwer zu stehen kommen. Da schlugen die Friesen ihn und seine Leute tot. Seitdem heißt diese Stätte, der alte Thingplatz des Landes Wursten, noch heute „Klenckenhamm". Der Erzbischof rüstete zum Vergeltungskrieg. Aber die Wurster Bauern schlossen sich wieder einmal an dem inzwischen mit dem Erzbischof verfeindeten Herzog von Sachsen-Lauenburg an, trieben die erzbischöflichen Truppen aus dem Land und begannen einen bitterbösen Vergeltungszug mit viel Raub und Plünderung in des Erzbischofs eigenem Lande. Das war sicher nicht klug von ihnen, denn nun brachten sie die erzbischöflichen Landstände gegen sich auf, die ja nun auch Schaden gelitten hatten. Diese gaben Herrn Christopher Geld, um neue Truppen anzuwerben. Das alles dauerte einige Jahre — im Sommer 1524 erst hatte Herr Christopher ein neues großes Landknechtsheer mit 8000 Fußgängern und 1500 Reitern zusammen. Das war die Zeit, als in Süddeutschland bereits der große Bauernkrieg langsam begann. Der Erzbischof versprach den Landsknechten das ganze Land zur Plünderung; sie sollten alles wegführen und verbrennen dürfen, nur den kahlen Boden und die Unterwerfung der Wurster Bauern wollte er haben. Das war ein Auftrag, wie er für die raublustigen Landsknechte nicht besser kommen konnte. Am 9. August 1524 rückte das erzbischöfliche Heer aufs neue ein. Es war ungefähr doppelt so stark wie der bäuerliche Heerbann, der sich im Kirchhof des großen alten Dorfes Mulsum verschanzt hatte. Nach schwerer Schlacht erlagen die Wurster Bauern dem Erzbischof. Zu Stade mußten sie ihm Unterwerfung und Zahlung schwören, nachdem die Landsknechte alle Dörfer in Brand gesteckt und gründlich ausgeraubt hatten, so daß nur sieben Häuser im ganzen Lande stehengeblieben sein sollen.

Vor allem aber diejenigen, die an der Tötung Klenckes und seiner Leute beteiligt waren, mußten außer Landes gehen, wurden, wie man damals sagte, „Ballinge", Verbannte... Gerade diese Männer haben den Verlust der Freiheit und der Heimat nicht verschmerzen können. Auf der wilden See oder in den Nachbarländern haben sie noch einmal den Versuch vorbereitet, die alte Freiheit wiederzugewinnen. Viele haben auf fremden Höfen gearbeitet, um soviel Geld zu ersparen, den Kampf noch einmal aufnehmen zu können. 1525 waren sie soweit, hatten sich von ihrem ersparten Gelde 700 Landsknechte aus Ostfriesland angeworben und erschienen im tiefen Frieden noch einmal im Land, bekamen es auch in die Hand — aber in dem ausgesogenen Lande konnten sie ihre Landsknechte nicht bezahlen, mußten voreilig vorstoßen und trafen an der Grenze bereits auf das Heer, das Herr Christopher angeworben hatte. Ihre Landsknechte, die sie mit den so bitter erworbenen Ersparnissen gewonnen hatten, liefen ziemlich rasch davon oder ergaben sich. Die meisten der Ballinge fielen; erst dann hatte Herr Christopher das Land fest in seiner Hand. Aber eine Zwingburg zu bauen hat er trotzdem nie wieder gewagt. Und dann kam auch schon die Reformation in sein Land und stürzte auch seinen erzbischöflichen Stuhl um. Die eigene Verwaltung aber haben die Wurster Bauern sich immer in ihren Dörfern bewahrt, den alten Freiheitssinn nie untergehen lassen, auch wenn sie nun nach dem Ende des Erzbistums Bremen unter fürstliche Herrschaft kamen. Noch heute sitzt hier ein freies und zum großen Teil wohlhabendes Bauerntum auf schönen alten Höfen. Die alten Kämpfe und Schlachtstätten aber, wo deutsches Freibauerntum noch solange bis ins späte Mittelalter hinein sein altes Recht und seine Freiheit verteidigt hat, sind dem Lande unvergessen geblieben. L.

Drei Männer erobern Ost-Afrika

Auf der Insel Sansibar, die der ehemaligen deutschen Kolonie Ost-Afrika vorgelagert ist, landeten am 4. November 1884 drei jüngere Männer. Sie hatten nichts Geringeres vor, als einen großen Teil des ostafrikanischen Gebietes als Kolonie unter deutsche Oberhoheit zu stellen. Der Plan stammte von dem einen der drei Männer, Dr. Carl Peters. In seiner Begleitung befanden sich Dr. Jühlke und der Graf Pfeil. Zur damaligen Zeit hatte das deutsche Volk noch sehr wenig Verständnis für die Notwendigkeit von Kolonien. Als Dr. Peters zum ersten Male seinen Plan in Berlin unterbreitete, wurde er von einem großen Teil der Zeitungen lächerlich gemacht. Selbst bedeutende Männer lehnten seine Pläne ab. Dr. Peters gründete nun zunächst eine „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", die nach und nach 175 000 Mark zusammenbrachte. Diese Gesellschaft nun erteilte ihm und seinen beiden Begleitern den Auftrag, „an der Ostküste Afrikas in erster Linie in Usugara, eine Landerwerbung behufs Anlegung einer deutschen Ackerbau- und Handelskolonie zu erzielen". In aller Stille betrieb nun Dr. Peters die Vorbereitungen zur ersten Expedition nach Ost-Afrika. Es ging hier, wie es schon oft gegangen ist: ein paar Neidhammel verieten die Absichten von Dr. Peters an die Presse, und nun fielen die deutschen, englischen, belgischen und französischen Zeitungen über Dr. Peters her. Er ließ sich aber nicht abschrecken, sondern holte zu einem Gegenstoß aus. Wichtig war, daß die Engländer und Belgier unter keinen Umständen von seinen Absichten etwas erfuhren. So ließ er denn durch Flugschriften das Gerücht verbreiten, er plane die Besetzung von Transvaal. Durch einen Freund ließ er außerdem die vertrauliche Mitteilung ausgeben, der Plan der von Dr. Peters gegründeten Gesellschaft richte sich auf ein Gebiet im Süden von Belgisch-Kongo.

Wie Diebe in der Nacht fuhren dann Dr. Peters und seine beiden Gefährten auf verschiedenen Reisewegen dem gemeinsamen Ziele entgegen. Erst in Sansibar trafen sie wieder zusammen, um von hier aus den Vorstoß ins Innere Afrikas zu wagen. Die deutsche Regierung half nun nicht etwa dem kühnen Forscher, sondern sie versuchte auch noch, seine Pläne zu durchkreuzen oder gar zu verhindern und alles das nur, weil ein paar Neidhammel im damaligen Auswärtigen Amt saßen, die Peters seine Erfolge nicht gönnten.

Nun hatte er also doch schon Sansibar erreicht. Die erste Enttäuschung wurde ihm bereitet, als er erfuhr, daß eine wohlausgerüstete belgische Expedition in Sansibar bereitstand, um dasselbe Gebiet, daß Peters aufsuchen wollte, für Belgien mit Beschlag zu belegen. Inzwischen kamen Nachrichten, daß unter den Eingeborenen im Innern des Landes eine furchtbare Hungersnot ausgebrochen sei. Außerdem drangen die berüchtigten Massai-Horden plündernd und mordend bis an die Küstengebiete vor; aus diesem Grunde war die belgische Expedition nicht aufgebrochen. Ihre Pläne konnten sich täglich ändern. Für Dr. Peters war daher Eile geboten. Ehe er aber die Abreise antreten konnte, gab es für ihn eine neue Enttäuschung. Drei Tage nach seiner Ankunft in Sansibar wurde er zum deutschen Konsul vorgeladen. Der deutsche Konsul, der Hamburger William O'Swald, begrüßte ihn recht formell und sagte, er habe ihm im Auftrage des Auswärtigen Amtes folgendes Telegramm bekanntzugeben: Es sei der Regierung zu Ohren gekommen, daß ein gewisser Dr. Peters sich nach Sansibar begeben habe, um im Gebiet Seiner Hoheit, des Sultans von Sansibar eine deutsche Kolonie zu gründen. Falls der pp. Peters wirklich in Sansibar eintreffen sollte, so sei ihm zu eröffnen, daß er dort weder Anspruch auf Reichsschutz für eine Kolonie noch auch Garantie für sein eigenes Leben habe." So fiel die eigene Regierung dem kühnen deutschen Pionier in den Rücken. Aber sie vermochte die Ausführung seiner Pläne nicht zu verhindern. Unverzüglich gab Peters den Befehl zum Abmarsch. Am 10. November stach die Expedition an Bord einer arabischen Dhau in See, Richtung Saadani: 36 mit Speeren bewaffnete Träger, 6 persönliche Diener mit Vorderlader, 3 Deutsche, denen sich ein vierter, Otto, hinzugesellte. Unter unsäglichen Strapazen gelang es Peters, mit zahlreichen eingeborenen Häuptlingen Verträge abzuschließen, nach denen sie sich unter die deutsche Oberhoheit und unter deutschen Schutz stellten. In wenigen Wochen konnte der kühne Forscher von den Gebieten Useduha, Nguru, Usgara und Ukami Besitz ergreifen. Damit war der Grund für eine große Ost-Afrika-Kolonie gelegt. Als die wichtigsten Verträge unterzeichnet waren, trat Peters vollkommen erschöpft den Rückmarsch an. Als Befehlshaber der Gebiete, die er für Deutschland erworben hatte, ließ er den Grafen Pfeil zurück. Jetzt galt es, die Verträge sicher nach der Küste und über das Meer nach Deutschland zu bringen, denn wenn sie verloren gingen, war alle Arbeit umsonst gewesen. Über den Rückmarsch erzählte Peters selbst: „Ängstliche und wilde Träume quälten mich in der Nacht vom 6. und 7. Dezember, und halb betäubt ließ ich mich ankleiden, um in einer Hängematte die kleine Expedition bis an die Küste hin zurückzuführen. Dr. Jühlke sollte mich begleiten, um von Sansibar aus eine große Proviantkolonne nach Muinin Sagara hinaufzubringen. Ich will nicht auf die Einzelheiten dieses originellen Rückzuges eingehen; im allgemeinen darf ich bemerken, daß bei dem ganzen, ziemlich tollkühn angelegten und in mancherlei Beziehung ans Abenteuerliche grenzenden Unternehmen mir nicht der reale Erfolg als das Wunderbarste erschien, sondern die Tatsache, daß Jühlke und ich lebendig wieder nach Bagamojo gekommen sind."



Afrika mit den ehemals deutschen Kolonien Togo, Kamerun, Deutsch-Ost- und Deutsch-Südwest-Afrika. Der Versailler Vertrag entriß uns diese für unsere Rohstoff-Versorgung so wichtigen Gebiete Zeichnung: Peter Penia


Die drei Männer, die in Afrika die ersten Kolonialverträge für Deutschland abschlossen: Dr. Karl Jühlke, Dr. Karl Peters und Graf Pfeil vor der ersten Expedition nach Afrika 1884 Aufn.: Scherl



Aufnahme: Scherl

Der Führer auf dem Bückeberg

Umjubelt von den vielen Hunderttausenden deutscher Bauern, die aus allen Gauen zum Erntedankfest herbeigeeilt sind, schreitet der Führer glückstrahlend zur Höhe des Berges. Gleich wird er zum gesamten deutschen Volke sprechen und eine große, erhabene Stunde wird alle zur gemeinsamen Erntedankfeier vereinen



Die Spatengruppe der Landjahrjungen darf natürlich im Festzug nicht fehlen

„Noch nie hat Neuendorf solch ein Erntefest gefeiert wie 1934." Heini, der Großstadtjunge, hat das schwarz auf weiß bestätigt. Seine Großmutter bewahrt einen langen Brief davon mit vielen anderen Schreiben ihres Enkels in ihrem Ebenholzkästchen auf. Und am Sonntag, wenn sie eine stille Stunde hat, liest sie die Berichte Heinis, der so anschaulich und so gründlich schreibt, daß sie selber glaubt, in ihrem Dörflein zu weilen, in dem sie einst als Kind zwischen Wiesen und Äckern gespielt hat.

Sorgfältig glättet Frau Eschenhagen mit ihren arbeitsharten Händen das zerknitterte Papier, setzt sich die Brille auf und schickt sich an, zu lesen. Da tönen von der Straße her Rufe und Musik. Sie will hinausschauen, doch sie sieht nichts als den grauen Hinterhof, die verstaubten Dächer und ein Stückchen Himmel. Die alte Frau seufzt. Dann huscht ein Lächeln über ihr Furchengesicht. Sie erinnert sich, daß sie heute unten Erntefest feiern. Auch in der großen Stadt sind die Leute fröhlich und denken an den Bauern, der ihnen das tägliche Brot schafft.

Erntefest im Landjahr

Aber ihr Heini! Der ist draußen in Neuendorf, auch heute wie vor einem Jahr. Und sie liest zum 50. Male wohl die Briefe ihres Enkels. „Hier, der erste", lächelt sie: „Liebste Großmutter! Am Mittwoch sind wir gut in Neuendorf gelandet. Ich habe sehr viel zu tun, da wir das Heim in unserem alten Burggebäude einrichten. Deshalb heute nur ein paar Zeilen. Ich bin so froh! Unser Haus steht auf dem Hügel am Dorfe. Ich kann jeden Augenblick weit ins Feld sehen, bis an den Wald. Im Dorfe sind lauter einstöckige Häuser und eine Wehrkirche aus Granitsteinen. Bald werde ich zu einem Bauer arbeiten gehen. Erst müssen wir aber Ordnung lernen. Und denke dir: ein: HJ.-Uniform haben wir! Auf dem linken Arm steht: „Landjahr". Alle 60 tragen wir sie. Unser Führer heißt Kurt. Ein knorker Junge! Für heute muß ich schließen. Es pfeift zur Abendrunde. Herzlich grüßt Dich Dein Enkel Heini."

Von draußen klingt die Musik näher und näher. Frau Eschenhagen überlegt, ob sie herunter in den Menschenstrom gehen soll. Ihre Füße tragen sie kaum. Da fällt ihr Blick auf den längsten Brief, den Heini ihr geschrieben hat. Und sie beschließt, in ihrer Dachstube zu bleiben und von dem Erntefest in Neuendorf zu lesen: „Liebste Großmutter! Noch nie hat Neuendorf solch ein Erntefest gefeiert! Das kannst Du mir glauben! Das liegt aber auch daran, daß wir Landjahrjungen dem Fest auf die Beine geholfen haben.

Freilich, eine ganze Woche haben wir es vorbereitet. Kurt, unser Lagerleiter, rief eines Tages den Ortsbauernführer ins Heim. Der sollte uns sagen, was sie im Dorfe am Sonntag machen würden. Der Bauernführer wußte anfangs nicht viel zu sagen. Er meinte, einige Bauern wollten überhaupt nicht mehr mitmachen, weil sie ihren „Erntehahn" nicht im September feiern durften wie bisher. Da haben wir dann noch den Lehrer und den alten Schäfer geholt. Der erzählte, was er von seinem Vater von den früheren Erntefesten gehört hatte. Er kannte auch noch einen alten Erntespruch und zeigte, wie sie einstmals eine Erntekrone gemacht haben. Kurt sagte: „Jungs! Wir werden ein feines Programm machen!" Und nun setzte er sich mit den drei Männern zusammen hin, und bald war ein langer Zettel fertig. Vor allem wurde der Festzug festgelegt. Was wir selber machen wollten, das wurde aber nicht verraten. Wir haben nun in den Nachmittagsstunden mächtig geschafft: Die Erntekrone gemacht, Plakate bemalt und noch vieles andere. Am Sonntag vormittag gingen wir in die Kirche. Es war sehr feierlich, als wir durch das alte Wehrturmportal schritten. Am Altar waren Getreidegarben aufgestellt, und am Taufstein stand ein Korb mit Herbstfrüchten; das war ein Opfer für die Ortsarmen. Wir hatten aus dem Heimgarten auch dazu beigesteuert. Wir sangen das Lied mit: „Nun danket alle Gott!"

Am Nachmitag um 2 Uhr begann der Marsch auf die Festwiese am Heldenhain. Wir durften an der Spitze marschieren. Vorneweg ging unsere Fanfarengruppe, dann kam der Erntekranz, den die Jungen auf Stangen trugen. Ihm folgte ein Wagen mit einem Zelt und der Inschrift: „Das Landjahr hilft dem Bauern!" Eine Spatengruppe schloß sich an. Auf dem nächsten Wagen waren zwei Kameraden, die zeigten unsere eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse: Riesenkürbisse, aber auch unsere Gänse, Schafe und Tauben. Da haben die Neuendorfer aber gelacht. Ich ritt auf dem Pferde meines Bauern mitten im Zuge. Dann folgten Jungvolk, BDM. und die übrige Dorfjugend. Die Schule war auf bekränzten Wagen verstaut. Danach kamen Schnitter und Schnitterinnen und die Dorfkapelle. Die Neuendorfer haben nämlich nur drei Instrumente: Trompete, Klarinette und Geige. Ein schön



Unter dem Erntekranz hängt ein Ring mit allerlei schönen Preisen
Wer die hohe Stange erklettert, darf sich einen Preis herunterholen

gepolsterter Wagen fuhr die ältesten Bauern und Bäuerinnen. Den Schluß bildete ein Erntewagen mit der letzten Garbe, dem „Alten". Das ist eine bebänderte Strohpuppe, die auf dem Acker beim letzten Mähen gemacht wird. Es war schönster Sonnenschein. Du kannst Dir denken, liebste Oma, wie wir alle vor Freude glühten! Nun aber erst die Festwiese! Unser Kurt hielt eine bannige Ansprache an das ganze versammelte Dorf. Der Ortsbauernführer lud uns darauf zu Kaffee und Kuchen ein. Aber wir ließen uns nicht viel Zeit zum Sitzen. Unser Erntekranz wurde auf eine hohe Stange gebracht und unter ihm ein Reifen mit allerlei Geschenken befestigt. Dann hieß es: „Stangenklettern". Wir kletterten mit den Dorfjungen um die Wette. Ich holte mir ein feines Notizbuch herunter. Erich hatte eine Armbrust gemacht. Damit schossen wir nach dem hölzernen Hahn auf einer Stange, den hatten wir uns selbst geschnitzt. Ich habe einen Flügel abgeschossen und bekam den dritten Preis, eine Mundharmonika. — Bei den Wettspielen konnten wir Stadtjungen unsere Kräfte mit den Bauernjungen messen. Wir schnitten gut ab, weil wir ein halbes Jahr tüchtig Sport getrieben hatten. Die Mädel sah ich Sackhüpfen und Eierlauf machen. Ich hatte aber wenig Zeit zum Zuschauen; denn ich mußte beim Kasperlespiel mithelfen. Von Zeltbahnen bauten wir ein Theater. O, wie haben die Neuendorfer gelacht, als unser selbstgeschnitzter Kasperle den „Sommernachtstraum" spielte! Etwas sehr Ulkiges hatte sich Gerhard ausgedacht. Es war ein Bänkelsängerlied mit Bildern, die die Überschrift trugen: „Das Schreckgespenst in Klein-Meckersdorf". Damit bekamen alle üblen Meckerer eins auf den Hut. — Aber dann erscholl ein Trompetenstoß. Alles eilte zum Lautsprecher, der mitten auf dem Festplatz angebracht war. Denke Dir: Wir hörten den Führer! Auf dem Bückeberg sprach Adolf Hitler zur gleichen Stunde zu allen deutschen Bauern, und es war, als ob er mitten unter uns stand. Wir saßen ganz still auf dem Rasen zwischen den Neuendorfern, und das war der schönste Augenblick des Tages. Auch die Bauern, die anfänglich nicht mitfeiern wollten, waren froh und stolz über das, was sie vernahmen. Als die Sonne untergegangen war, traten wir in einen Ring am Heldenhain. Feuer brannte auf und wir sprachen den Sprechchor: „Der Erde Segen!" Dann: Eine Minute Schweigen. Wir dachten an die toten Helden des Weltkrieges. Dann erklang Marschmusik, und beim Fackelschein marschierten wir zurück ins Dorf. . . ."



Aufnahmen: Mettke

Ein Landjahrführer zeigt dem Pimpf, wie man die Armbrust handhaben muß

Frau Eschenhagen ließ die Hand mit dem Briefe sinken. Sie schaute zum Fenster hinaus. Sie sah aber nicht mehr die grauen Dächer und Schornsteine der Riesenstadt. Vor ihren Augen erschien die Festwiese von Neuendorf, wo ihr Heini auch diesen Sonntag weilte.

Leise sprach sie vor sich hin: „Er ist wieder zurückgekehrt in das Dorf. Der Schmied hat ihn in die Lehre genommen. Die Landmaschinen haben es ihm angetan. Er will ein Helfer der Bauern werden — auf seine Weise. Heini, so bist du wieder in die Fußtapfen deines Urgroßvaters getreten. Der ging hinter dem Pfluge her. Gott segne dich, mein Junge!"

R. P. Mettke.



Jungen vom Landjahr tragen den Erntekranz

Worte des Führers

Alle Schwankungen sind am Ende zu ertragen, alle Schicksalsschläge zu überwinden, wenn ein gesundes Bauerntum vorhanden ist.

*

Solange sich ein Volk auf ein starkes Bauerntum zurückziehen kann, wird es immer und immer wieder aus diesem heraus neue Kraft schöpfen.

Aus der Rede vor der deutschen Landwirtschaft am 5. April 1933.



Auf der Festwiese gibt es prächtige Turnspiele; da machen alle Kinder gern mit

Wieland der Schmied

Die Sage berichtet: Einst war in Dänemark der Riese Wate, der auf Seeland saß. Er hatte drei Söhne, Wieland, Eigel und Helfrich. Alle drei Söhne hatten eine hohe Kunstfertigkeit. Eigel war der beste Schütze rings im Lande, Helfrich war der beste Arzt; Wieland aber hatte einst fern im Westen bei den Zwergen schmieden gelernt und war der kunstvollste Schmied. Die herrlichsten Geschmeide, Spangen und Brünnen, die schärfsten Dolche und die mächtigsten Schwerter gingen aus seiner kunstfertigen Hand hervor.

Fern im Norden saß König Nidung. Er hatte davon gehört, daß Wieland in seinem Hofe reiche Schätze aufgestapelt habe. Als der Schmied abwesend war, überfiel er mit seinen Leuten den Hof, raubte ihn aus, steckte ihn in Brand und trieb das Vieh davon. Ehe Wieland heimgekehrt war, ging er mit seinen Leuten wieder auf die Schiffe.

Da beschloß Wieland sich zu rächen. Aus einem Eichenstamm baute er ein gedecktes Schiff, barg darin sich und sein Pferd Schimming und ließ sich von der Strömung an das Land des König Nidung treiben. Am Strande vergrub er sein Werkzeug, daß es niemand finden sollte, und gab sich unter falschem Namen als ein Schiffbrüchiger aus. Der König nahm ihn in seinen Dienst und trug ihm auf, das Trinkgeschirr und die Messer zu bewachen. Da geschah es einmal, daß dem Wieland ein Messer ins Meer fiel. Heimlich ging er zur Schmiede des königlichen Schmiedes Amilias und schmiedete ein neues, das war viel schärfer und härter, als das Messer, das er verloren hatte. Zugleich schlug er einen dreikantigen Nagel kunstvoll und scharf zurecht und ließ ihn als Zeichen seines Handwerks auf dem Amboß des Amilias, der abwesend war, liegen. Aber der König erkannte, daß das Messer neu sei, viel besser als seine bisherigen Messer, und es kam darüber in seiner Halle zum Streit zwischen Wieland und Amilias. Da wetteten die beiden vor dem König, daß Amilias einen Helm und eine Brünne fertigen sollte, Wieland aber ein Schwert. Wenn Wielands Schwert den Helm und die Brünne des Amilias zerschneiden könnte, dann sollte Amilias dem Wieland verfallen sein; würde aber Wielands Schwert abprallen am Helm und an der Brünne des Amilias, so sollte dieser den Wieland töten dürfen.

Ein ganzes Jahr arbeitete Amilias an seinem Panzer und Helm und prahlte überall, daß kein Schwert der Erde diese zerschmettern könnte und Wielands Leben ihm sicher verfallen sei. Nur einen Monat arbeitete Wieland an seinem Schwerte, trotzdem der König ihn drängte; als es aber zur Probe kam, da zerschmetterte Wielands Schwert Mimung, das er gefertigt hatte, Helm und Brünne des Amilias, und zu beiden Seiten fiel die Hälfte des neidischen Mannes herab. Der König wollte gern das Schwert haben — Wieland versprach es ihm auch listig, sagte aber, er wolle es erst von Blut reinigen, und verbarg es geschickt für spätere Taten. Dem König aber gab er ein anderes. — Der kluge, listenreiche Schmied stieg auf an Macht und Ansehen. Als König Nidung einmal gegen die Schweden Krieg führte, da hatte er seinen zauberkräftigen Siegstein daheim vergessen und war der Verzweiflung nahe. Er bot sein halbes Königreich und seine Tochter Bathilde demjenigen, der ihm den Stein bringen würde. Auf seinem Wunderroß Schimming jagte Wieland zur Burg des Königs und in der gleichen Nacht zurück durch Wälder und über Berge. Als er aber an des Königs Lager kam, verstellte ihm des Königs Truchseß den Weg und wollte ihm den Siegstein abnehmen. Wieland tötete ihn im Kampfe; aber nun hatte König Nidung die Gelegenheit, sich von dem rasch bereuten Versprechen zu lösen. Weil er den Truchseß erschlug, verweigerte ihm der König die Hand seiner Tochter und grimmig ritt Wieland von dannen. Der Zorn über das versprochene und nicht gehaltene Wort des Königs ließ ihn jedoch immer wieder zurückkehren in des Königs Land. Als Koch verkleidet erschien der Listenreiche wieder an König Nidungs Hof; ein Liebeszauber, den er ins Essen mischte, sollte ihm Bathilde gewinnen. Da wurde er erkannt, im Schlaf überfallen und gefesselt. König Nidung hatte inzwischen auch bemerkt, daß ihm Wieland damals nicht das echte Schwert Mimung gegeben hatte, sondern eine Nachahmung. So ließ er jetzt dem kunstreichen Schmied die Sehnen an den Füßen zerschneiden und setzte ihn als Gefangenen in seine Schmiede. Dort mußte er Gold und Geschmeide für den König herstellen.

Wieland tat, als gäbe er sich mit seinem Los zufrieden, heimlich aber sann er auf Rache. Sein Bruder Eigel, der kunstreiche Schütze, kam auf der Suche nach dem Bruder in König Nidungs Land. Er wurde ergriffen und der König befahl ihm, vom Haupte des eigenen Sohnes einen Apfel herunterzuschießen. Eigel erfüllte mit grimmem Herzen die schwere Aufgabe; dann sperrte der König ihn zu seinem gelähmten Bruder. Tag und Nacht dachten die beiden nur daran, wie sie an König Nidung Rache nehmen könnten. Da kamen einmal des Königs beide Söhne zu Wielands Schmiede; gierig waren die Knaben nach goldenen Schätzen. Jedem von beiden versprach Wieland, das rußige Hinkebein, goldene Spangen und Ringe; aber sie sollten am nächsten Morgen wiederkommen — und rückwärts in die Schmiede gehen. Sie kamen im Morgengrauen, tief ließ Wieland sie in seine beschlagene Kiste mit Schmuck und Geschmeide hineinsehen, dann warf er den Deckel krachend hinab, daß er die beiden Köpfe abschnitt. Vergeblich ließ der König nach seinen Kindern suchen; Wieland sagte, sie seien wohl in der Schmiede gewesen, aber wieder fortgegangen. Da sie rückwärts gegangen waren, führten ihre Fußspuren ja auch aus der Schmiede hinaus!

Aus ihren Knochen machte Wieland dem König Messer und Löffel, aus den Köpfen Trinkgefäße, und der Ahnungslose bewirtete damit beim rauschenden Mahl seine Gäste.



Einen Monat arbeitete Wieland an seinem Schwerte Mimung, mit dem er Helm und Brünne Amilias zerschlug

Einmal kam Bathilde, des Königs Tochter, in die Schmiede und wollte sich einen zerbrochenen Ring wieder heilmachen lassen. Da schmiedete ihr Wieland einen Zauberring, der ihre Liebe auf ewig an den Schmied am lohenden Schmiedefeuer band. Sein Bruder aber schoß für ihn die weißen Möwen der See, und in der Nacht, wenn es niemand sah, schmiedete sich Wieland Flügel, besteckte sie mit den Federn, tat unter seine Achsel eine Blase mit Tierblut und erhob sich fliegend durch die Luft über des Königs Burg. Unten stand Nidung, rasend vor Wut, und von oben sprach der Schmied aus den Lüften:

„Zum Raub meines Gutes sandtest du ein Heer, betrogst mich um deine Tochter und dein halbes Land, das du mir versprachst, zerschnittest mir die Sehnen, machtest mich zum Gefangenen, zwangst meinen Bruder, auf den eigenen Sohn den Bogen anzulegen. Das alles tatest du; aber ich habe mich gerächt: Deine Söhne erschlug ich und faßte ihr Gebein in Gold; aus ihren Schädeln hast du getrunken. Deine Tochter verzauberte ich und sie will des Schmiedes Ehefrau werden oder sterben."

Damit hob sich Wieland in die Lüfte und wollte davonfliegen. Der rasende König ließ seinen Bruder Eigel herbeischleppen, setzte ihm das Schwert auf die Brust: „Jetzt ziel und triff!"

Da schoß Eigel, traf die Blase mit dem Tierblut, Wieland senkte sich herab — und der König und sein Gefolge liefen dem Walde zu, wo sie hofften, daß der Getroffene herabfallen würde. Da entwischte auch Eigel, und als der König am Walde war, hob sich Wieland hoch, machte eine höhnische Gebärde und entfloh durch die Luft.

Das ist eine alte Sage. Sie stammt aus der Zeit, als unsere Vorfahren schon schmieden konnten. Das erste Metall, das sie bearbeiteten, war das weiche Kupfer. Kupferne Waffen, kupferne Helme sind die ersten, die wir kennen. Dabei ist man nicht lange geblieben. Kupfer ist weich, sehr weich, biegt sich und beult sich, wenn man mit ihm arbeiten will. Da erfanden sie klug, zum Kupfer Zinn hinzuzutun — so entstand die Bronze. Wir nennen darum meistens auch die Zeit, in der die Menschen im Norden Europas, also auch unsere germanischen Vorfahren in diesem Lande, vom Steinwerkzeug zum Metallwerkzeug übergingen, die „Bronzezeit". Das war eine reiche und wohlhabende Zeit. Das Wetter war damals im allgemeinen wärmer als heute; bis in das heutige Norwegen herauf konnte man Weizen anbauen; Gold und Silber war zahlreich an den Höfen der germanischen Kleinkönige und Freibauern; die Schiffahrt ging über die Meere und brachte Zinn von England zu dem Kupfer, daß es in Mengen, die für die damalige Zeit genügten, auch in Deutschland gab, besonders aber in Schweden, dem kupferreichen Land auch unserer Tage. Schmuckfreudig waren die Menschen jener Zeit; geschmackvoll gearbeitete bronzene Spangen trugen die germanischen Männer und Frauen, schöne Schwerter und Dolche aus Bronze haben wir gefunden.

Aber auch die Bronze ist weich. Noch die Römer berichten, daß gallische Krieger mitten in der Schlacht hinter die Schlachtlinie liefen, mit dem Fuß auf ihre Bronzeschwerter traten und sie wieder gerade bogen. In den Gräbern haben wir vielfach — auch bei den Germanen — die Bronzeschwerter zusammengebogen und zusammengerollt gefunden; so weich ist Bronze.



Da entwischte auch Eigel, und als der König am Walde war, hob sich Wieland hoch, machte eine höhnische Gebärde und entfloh durch die Luft

Zeichnungen: Bodo Gerstenberg

Wahrscheinlich von den Kelten im Westen — wir wissen es nicht genau — vielleicht auch irgendwoher aus östlichen Räumen, wo die Chinesen schon sehr früh es schmiedeten, jedenfalls aus der Fremde, ist die Kenntnis der Eisenbearbeitung gekommen. Rasenerz wurde ausgeschmolzen und ergab Eisen. Eisen ist hart; man kann sich gar nicht vorstellen, welche Verwandlung damit das ganze Leben der Menschen erfuhr. In der Fremde, bei den Zwergen, hat Wieland seine wunderbare Schmiedekunst gelernt, d. h. irgendwo in fremden Landen. Als Geheimnis hat er sie gehütet. Das war wohl ohne Zweifel die Kunst, Erz zu schmelzen und Eisen zu schmieden. Darum schlug sein Schwert aus Eisen krachend durch den Bronzehelm und die bronzene Brünne des Amilias hindurch; darum war Wieland der Schmied vom Schauer einer unheimlichen Kunst umwittert. Er wußte um eine Fertigkeit, die dem anderen unbekannt war. Das Geheimnis seines Handwerks hat noch lange den Schmied umgeben; er ist der erste Handwerker, der nicht im Hauptberuf Bauer war, sondern nur von seiner Kunst lebte. Noch bis in unsere Zeit hat man auf dem Dorfe vielfach dem Schmied geheime Kräfte und Kenntnis der Heilkunde zugeschrieben; auch haben bis heute die Schmiede ihr sorgsam gehütetes Brauchtum bewahrt. In Schottland kann heute noch statt eines Geistlichen oder eines staatlichen Standesbeamten der Schmied von Gretna-Green Ehen schließen am lohenden Feuer über dem Amboß auf den Hammer. Diese Form der Eheschließung geht zurück auf germanische Vorzeit; den Hammer des alten germanischen Gottes Thor.

Sehr rasch aber haben die Germanen die Schmiedekunst gelernt und das Eisen zu bearbeiten verstanden. Das graue Eisen ist nicht so schön, wie die glänzende Bronze und das blinkende Kupfer; aber das Eisenschwert gibt Macht. Als das Klima rauher wurde, als die Nordsee kam und ganze Landschaften unter sich begrub, da erhob in Dänemark der König Skjöld auf seinem grauen Roß das hellgraue Eisenschwert. Vor ihm mußten die Kimbern aus Jütland weichen; sie rissen die Teutonen aus Dithmarschen (das noch heute nach ihnen so heißt) mit sich und die Ambronen, an die noch heute die Insel Amrum erinnert, denen beiden die See das Land überschwemmt hatte. Die drei Völker suchten Land. Im Jahre 113 v. Chr. kamen sie an die Grenze des großen Römerreiches. Als friedfertige Bauern boten sie den Römern ihre Waffenhilfe an, wenn sie dafür Land bekommen könnten. Aber der listige römische Konsul Papirius Carbo lockte sie mit falschen Versprechungen in die Engpässe bei Noreja, nahe dem heutigen Klagenfurt. In diesen Pässen fielen die römischen Legionen über den langen Volkszug mit Wagen und Vieh, mit Frauen und Kindern her; sie täuschten sich grimmig. Die germanischen Krieger hatten alle eiserne Schwerter und eiserne Panzer; die „spatha" das lange Eisenschwert der germanischen Bauernkrieger, räumte derartig unter den Römern auf, daß am Abend des Tages der Konsul und sein halbes Heer erschlagen lag, und unter dem Hohngelächter der germanischen Krieger der Rest der römischen Heeresmassen Hals über Kopf dem sonnigen Italien zulief, seine Schwerter und Schilde wegwarf und so lange Beine machte, wie es in ähnlicher Lage ihre Nachkommen im Weltkriege auch einige Male getan haben. Dr. v. L.

Bauerndichtung

Bauern

Sie pflügen den Boden, der sie gebar,
mit starker, sicherer Hand.
Und werfen wie goldenen Regen die Saat
in das braune wartende Land.

Sie tragen die alten Namen als Schild
und hegen sie tapfer und stolz,
ihr Antlitz ist hundertfältig gefurcht
und wie aus Eichenholz.

Sie schreiten schwer mit dem Stier am Pflug,
doch ihr Herz ist den Lerchen verwandt,
und schwingt sich dankend zu Gott empor
aus deutschem Ackerland . . .

Hans Gäfgen

Bauernspruch

Sag, wo bist du hergekommen,
Bauer, du mit harter Hand?
Wann hast du zu Lehn genommen
dieses weite Ackerland?

Seit mein Pflug das Land durchfahren,
schaff ich meinem Volk das Brot.
Eh' die andren alle waren,
stand ich schon in Kampf und Not.

Und so werd' ich immer bleiben,
wie mein Acker, zäh und hart.
Mag die Welt ihr Wesen treiben,
ich halt' fest an meiner Art.

Erde hat mich frei geboren,
aus dem Anfang komm ich her.
Freiheit ging mir oft verloren,
doch die Ehre nimmermehr.

Stolze Reiche sah ich sterben,
nur mein Reich blieb immer neu.
Aus dem dunkelsten Verderben
macht der Pflug die Völker frei.

Immer wieder aus den Schollen
steigt das gläubige Geschlecht
derer, die die Freiheit wollen
und das alte Bauernrecht.

Wenn um unsre deutschen Eichen
wieder tausend Jahr verwehn,
wird der Freiheit heil'ges Zeichen
noch auf unsren Fahnen stehn.

Schützt, ihr heiligen Gewalten,
Wald und Flur, Damm und Deich.
Ewig woll'n wir es erhalten,
unser deutsches Bauernreich.

A. M. Koeppen

Der Erbhof

Unser Reich wird überdauern
fremden Ungeist früherer Zeit.
Fest wie seines Hofes Mauern
steht der Stamm des deutschen Bauern,
trägt das Reich in Ewigkeit.

Alfred Mohr

Krieger, Landsknechte, Soldaten

Über die ersten Schlachten, die unser Volk geschlagen hat, berichten uns nur die Gegner der Germanen, die Römer. Greifen wir eine Schlacht heraus, um uns ein Bild davon zu machen, wie damals eine Schlacht verlief.

Auf ihrer jahrelangen Wanderung nach Land und nach vielen blutigen Zusammenstößen mit dem Römerreich hatten sich die beiden germanischen Völker der Teutonen und Kimbern entschlossen, auf zwei getrennten Anmarschstraßen in Italien einzurücken und den römischen Gegner dort niederzudrücken. Die Teutonen wollten von Südfrankreich über die Westalpen marschieren, die Kimbern über die Ostschweiz nach Italien einbrechen. Dem römischen Feldherrn Marius gelang es, den Heereszug der Teutonen vorher abzufangen und zu vernichten. Inzwischen aber waren die Kimbern tatsächlich über die Pässe gekommen, hatten die Etsch überschritten und standen in Oberitalien. Hier auf der Ebene von Vercellae stießen sie auf das römische Heer. Wir stellen uns manchmal die Germanen jener Zeit viel zu schlecht bewaffnet vor. In Wirklichkeit trugen die Reiter der Kimbern glänzende Panzer, Eisen- oder Bronzehelme mit Flügeln oder Tierköpfen darauf, lange eiserne Schwerter und eisenverklammerte Holzschilde. Das Fußvolk trug eine ähnliche Bewaffnung, vor allem den wuchtigen Eschenspeer und das lange Schwert. Damals war es selbstverständlich, daß jeder Mann im Volke zugleich Krieger war. Wie griff nun solch ein germanisches Heer an? Auf beiden Seiten stand die Reiterei in Geschwadern geordnet, die Mitte machte das Fußvolk aus. Dieses aber stand nicht in langer Linie, sondern in der Schlachtordnung des sogenannten „hauenden Eberkopfes". An der Spitze der Heerkönig, bei den Kimbern König Baugareiks (wörtlich: der „Ringereiche"), die Edlen des Volkes dicht um ihn; nach rückwärts wurde der Keil immer breiter, so daß er zuletzt mehrere hundert Mann breit stand. Die Schlacht bei Vercellae beginnt mit einem Angriff der kimbrischen Reiter, die aber gegen die römische Reiterei nicht durchkommen und zurückfluten. Da setzt der König mit der Hauptmacht, dem „Eberkopf", zum Sturm an. Die Grundlage dieses militärischen Manövers beruhte darauf, mit der Spitze des Keils in die feindlichen Linien einzubrechen, dann das Loch in der gegnerischen Front immer tiefer aufzureißen, so das römische Heer schließlich in zwei Teile zu teilen und auf diese Weise von innen zu überflügeln und zu zersprengen. In früheren Schlachten mit den Römern war das den Kimbern auch immer wieder gelungen. Aber Marius hatte sich diesmal vorgesehen. Die Römer standen in drei Treffen, ihre leichtbeweglichen Abteilungen gaben dem Stoß des „Eberkopfes" nach und schlossen sich um ihn dicht zusammen, als er das erste und zweite Treffen durchbrochen hatte. In diesem Augenblick fiel die Entscheidung. Die Sonne stand den Kimbern entgegen und blendete sie, die Hitze des Tages erschöpfte sie, so daß die Römer berichten, man habe in dem harten Ringen noch mehr das Keuchen der gewaltigen weißen Leiber als den Lärm der Waffen gehört. Jetzt kam alles darauf an, auch das dritte Treffen zu durchbrechen. Da fiel der Heerkönig auf der Höhe der Schlacht; die Kimbern hatten keinen Stellvertreter eingesetzt, die einzelnen Sippen — denn die Germanen standen im Heerkeil nach ihren Geschlechterverbänden geordnet — brachen auseinander, wurden einzeln gepackt und schließlich aufgerieben. Am Abend stürmten die Römer die große Wagenburg, in der die Frauen sich noch weiter verteidigten und schließlich sich selber töteten, um nicht gefangen genommen zu werden.

Das war im Jahre 101 v. Chr. — Seit jener Zeit galten die römischen Heere den Germanen gegenüber als überlegen. Sie bestanden aus Berufssoldaten, waren einheitlich bewaffnet, einheitlich befehligt und haben auch in der Tat in den nächsten 200 Jahren fast überall über unsere Vorfahren siegen können.

Der Umschwung kam im Jahre 9 n. Chr. Fast bis an die Elbe stand das damalige Germanien bereits unter römischer Herrschaft. Römische Festungen beherrschten die Lande. Der Druck der Römerschaft wurde immer schwerer. Da kam es zur lange vorbereiteten Erhebung. Armin, der Sohn eines Königs der Cherusker, bildete einen Bund mehrerer germanischer Stämme und benutzte die klug herbeigeführte Gelegenheit, als der römische Statthalter Quinctilius Varus mit einem starken Heer durch den Teutoburger Wald zur Unterdrückung eines kleinen Germanenvolkes zog. Arminius kannte wohl die Kraft des römischen Berufsheeres in einer offenen Landschaft, war er doch selber lange Zeit römischer Offizier gewesen. Hier im Walde, auf schmaler Heerstraße, aber konnten die Römer nicht ihre leichtbeweglichen Treffen bilden, die, schachbrettartig hintereinander aufgestellt, jeden Stoß abfingen. Mit außerordentlichem Geschick verteilte er seine germanischen Landwehren beiderseits der Heerstraße. An einem regnerischen, stürmischen Tage griff er plötzlich an mehreren Stellen den langen Heereszug an. Die germanischen Massen brachen mehrfach hindurch, trennten die Teile des Römerheeres voneinander, zwangen ihnen den Kampf im ungünstigsten Gelände auf und rollten allseitig umfassend die einzelnen Abteilungen auf. Das ganze Heer ging unter; Varus stürzte sich in sein Schwert; nur die Reiterei brach durch. Seit jenem Tage verließ die Römer das Kampfglück gegen unsere Vorfahren. Das Volksheer der germanischen Stämme erwies sich an Zahl und innerer Begeisterung den römischen Berufsheeren überlegen. 300 Jahre später war das römische Reich von germanischen Völkern überflutet.

Immer, wenn wir ein wirkliches Volksheer gehabt haben, ist uns eigentlich auch der Sieg treu geblieben, wenn wir nicht gegen eine einfach aussichtslose Übermacht fechten mußten. — Als viel später unter den Nachfolgern Kaisers Karls das Deutsche Reich jener Zeit kein Volksheer mehr hatte, als der freie Bauer die Waffenfähigkeit verlor, haben wir entsprechend schwere Zeiten durchgemacht. Es war im Jahre 907 n. Chr. Fern aus den Steppen Südrußlands waren die Ungarn oder, wie man sie auch nennt, die Magyaren, nach Europa gekommen. Sie klopften an die Tore des damals schwachen Deutschen Reiches. Sie waren ein Reitervolk, nicht halbnackte Wilde, wie sie ältere Geschichtsbücher darstellen, sondern gut ausgerüstete, stolze Krieger, fast alle mit Hornbogen und krummem Säbel bewaffnet. Auf dem Felde von Preßburg, am alten Einfallstor des Südostens in den deutschen Raum, erwartete sie damals der bayerische Herzog und die streitbaren Bischöfe von Salzburg und Passau mit einem Grenzheer. Wie sah ein deutsches Heer jener Tage aus? Voran hielten zu Roß und schwer gepanzert die großen Grundherrn und Lehnsleute, auch manch streitbarer Abt und Bischof. Im Hintertreffen standen dichtgedrängt mit Schwert, Keule oder Speer zu Fuß die ländlichen Aufgebote. Die Magyaren griffen nicht gleich an, sondern ritten an das schwerbewegliche Heer heran, schossen mit ihren Hornbogen die Reiter von den Pferden, fegten um die dichtgedrängten Vierecke herum, in denen sich das Fußvolk zusammenballte, bis sich alle Ordnung unter dem Pfeilhagel auflöste. Dann



Dankgebet nach der Schlacht bei Leuthen, in der Friedrich der Große während des Siebenjährigen Krieges die Österreicher besiegte Aufn.: Technophot

schlossen sie ihre Reihen dicht — und wie eine Wasserwoge brach das Reiterheer über die erschütterten Trümmer her. Keiner überlebte diese Preßburger Schlacht von dem deutschen Heer — der Herzog von Bayern, der Erzbischof Thietmar von Salzburg —, alles blieb auf dem Felde erschlagen. Seit jenem Tage sind die Ungarn jahrzehntelang durch das Reich gestreift; bis Bremen an der Nordsee kamen ihre Scharen. Nur in festen Plätzen gab es Schutz und Halt vor dem beweglichen Feind. Die Not war so groß, daß König Konrad I. auf seinem Totenbett zur Weihnachtszeit 918 seinen größten Gegner im Reich, den Herzog Heinrich von Sachsen, bitten ließ, des Reiches Krone zu übernehmen und das deutsche Volk vor der Vernichtung durch die Magyaren zu retten. Am Vogelherd sitzend sollen die Abgesandten des sterbenden Königs Herrn Heinrich angetroffen haben. Heinrich der Vogelsteller war der rechte Mann, aufs neue ein deutsches Volksheer aufzubauen. Er legte feste Burgen an, vor allem aber schuf er sich eine richtige Reiterei aus den wohlhabenden Bauern seines Landes Sachsen und den Besatzungen seiner Burgen. Geschickt hielt er die Ungarn durch Tributzahlungen hin — dann, als er sich soweit fühlte, weigerte er sich weiterzuzahlen. Sofort war das Ungarnheer wieder auf dem Plane, rückte mit Brand und Verwüstung bis nach Thüringen vor, aber hier bei Riade, dem heutigen Rietheburg an der Unstrut, bekam sie Heinrich zu packen. Das war nicht mehr das schwerbewegliche, fast hilflose Aufgebot wie bei Preßburg. Kaum daß die Ungarn anritten, prallten die gepanzerten deutschen Geschwader ihnen entgegen, brachen durch ihre Reihen, die schweren deutschen Pferde waren ihren leichten Steppengäulen überlegen, das breite Schwert stärker als der Krummsäbel und die Kugelgeißel. Über das ganze Feld mit seinen schweren Geschwadern schwenkend, walzte Heinrichs Reiterei den Gegner vollkommen nieder. Das gewaltige Heer der Ungarn wurde vernichtet.

Heinrichs Reiterheer war noch im wesentlichen ein Volksheer gewesen. In den nächsten Jahrhunderten wurden die Panzer immer kunstvoller, die Reiterausrüstung immer teurer. Nur noch einigermaßen wohlhabende Männer konnten den Dienst zu Pferde machen. Die Ritterheere entstanden, zahlenmäßig klein, aber glänzend bewaffnet. Der Bauer trat wieder zurück; er war dem Mann im Harnisch nicht gewachsen. Trotzdem kann man sagen, daß diese gepanzerten Adelsheere unsterblichen Ruhm um des Deutschen Reiches Fahne gewoben haben. So klein sie waren, so glänzend war ihre Waffenausbildung, so ausgezeichnet ihre kriegerische Tüchtigkeit. Die Eroberung der Lande östlich der Elbe, die jahrhundertelange Beherrschung Italiens, die deutsche Vorherrschaft in Europa durch mehrere Jahrhunderte, alles das war das Werk der Ritterheere.


Scharnhorst, ein Bauernsohn,
der das Volksheer der Freiheitskämpfe schuf
Aufn.: Historia-Photo

Aber es lag in dem Ritterheer von vornherein ein militärischer Mangel. Es war sehr schwer zu ersetzen, da es sich nur aus den immerhin nicht zahlreichen Familien des Adels zusammensetzte; so hatte es kaum Nachschub. Also mußte man mit ihm vorsichtig umgehen. Immer dichter panzerte man Roß und Mann; bis zur Unbeweglichkeit umschloß der Panzer Gesicht, Körper, Beine. Nun beruhte aller Vorteil eines solches Heeres darauf, daß es in einem Durchbruch den Gegner über den Haufen warf.

Das war sein Verhängnis. In den Kämpfen gegen leichtbewegliches Fußvolk begann es zu versagen. Es war nicht so schlimm, daß es in den Schweizer Bergen gegen die Schweizer Bauernschaften erfolglos blieb — Berge kann man eben mit Reiterei nicht stürmen. Aber dann kamen die Türken nach Europa. Sie hatten eine gute, aber leichte Reiterei, die den Rittergeschwadern gar nicht gewachsen war; sie hatten aber vor allem ein angriffsbereites, leichtbewegliches Fußvolk. Schon 1389, in der Schlacht bei Nikopolis, sprangen die türkischen Janitscharen den Rittern einfach auf die Pferde und würgten sie mit ihren kurzen Messern ab. So blieb der Angriff der deutschen Reiter in diesem zähen, wie die Tigerkatzen sich wehrenden türkischen Fußvolk stecken. Das wiederholte sich ein paar Male. Nicht das Schießpulver machte die Ritterheere überflüssig; denn die alten Donnerbüchsen schossen höchstens ein- oder zweimal am Tage und auch dann nicht immer sicher, konnten wohl Burgen zerstören, aber nicht mit ihren Steinkugeln ein anreitendes Geschwader aufhalten. Das leichtbewegliche Fußvolk hingegen wurde überlegen. Das wurde ganz schlimm in den Hussitenkriegen. Die Hussiten waren an sich tschechische Bauern, trugen Speere, geradegeschlagene Sensen und Dreschflegeln, durch die sie ein paar Nägel geschlagen hatten; aber sie führten mit Balken verpanzerte Streitwagen heran, fingen damit den Angriff der Rittergeschwader erst ab und brachen dann in das Gewühl der schwergepanzerten Reiter mit ihren leichtbewaffneten Haufen vor unter dem dröhnenden Sturmgesang: „Ihr, die ihr Gottes Krieger seid.“ Die gepanzerten Geschwader konnten vor so einer Wagenburg bei ihrer Unbeweglichkeit weder vorwärts noch rückwärts, wurden dann meistens gründlich zusammengehauen und verloren den Sieg. So ging es also nicht.

Wieder entstand in unserm Volke ein Fußvolk, angeworbene tollkühne Burschen, die Landsknechte. Sie unterschieden sich noch sehr von unsern heutigen Soldaten. Uniformen besaßen sie nicht; jeder zog sich so bunt an, wie er konnte. Aber sie führten den sechs Schuh langen Spieß und das breite, kurze Schwert; sie waren schwer genug, um überall durchzubrechen, und doch leichtbeweglich. Herr Georg von Frundsberg, „aller teutschen Landsknecht lieber Vater“, hat sie als erster zu der gewaltigen Waffe der damaligen Kriegskunst gemacht. Sie waren auch den gefürchteten Schweizern überlegen. Im Jahre 1525 zu Pavia in Oberitalien stand Frundsberg mit den deutschen Landsknechten dem strahlenden Ritterheer des Königs Franz I. von Frankreich und dessen Schweizer Söldnern gegenüber. Diese Schlacht von Pavia wurde der Ehren- und Ruhmestag der deutschen Landsknechte. Die langen Spieße vorgestreckt, zum Schlagen der großen Trommeln, voran der „verlorene Haufe“, der Bahn brechen sollte, warfen die Landsknechte das ganze Franzosenheer über den Haufen. Sie fühlten sich durchaus schon als Soldaten des Reiches; aber sie waren auch ritterliche Soldaten. Als gegen Abend der Schlacht nur noch die armen Schweizer Söhne das Feld für den Franzosenkönig hielten, da befahl Georg von Frundsberg der großen Metzelei ein Ende zu machen und ließ die eingeschlossenen Schweizer in ihre Berge in Frieden abziehen, denn, so sagte der große Landsknechtsführer, sie sind ja auch von deutschem Blut.

Lange Jahrhunderte hindurch ist dann das Söldnerheer die Form unserer Wehrhaftigkeit gewesen. Eine eigentliche Wehrpflicht gab es nicht; die Fürsten, und im Dreißigjährigen Kriege die einzelnen Generale, warben Soldaten an.

In Preußen begann man zuerst unter König Friedrich Wilhelm I. mit einem System, das zur allgemeinen Wehrpflicht überleitete. Das Land wurde in sogenannte Kantone geteilt und aus ihnen wehrfähige Mannschaft ausgehoben. Daneben wurde immer noch angeworben. Aber es gab jetzt in Preußen einheitliche Uniform, Gleichschritt, einheitlichen Befehl, geregelte Feuerdisziplin; das wurde das Heer, mit dem Friedrich der Große, der alte Fritz, siegte. — Zorndorf! — Ein gewaltiges russisches Heer neben allen anderen Gegnern, Österreichern, Franzosen, Schweden, stand in der Mark Brandenburg. Es war an Zahl den preußischen Truppen weit überlegen. Hier spielte sich eine der schwersten Schlachten des ganzen Krieges ab. In langen Linien, die erste Linie feuernd, die zweite ladend, die dritte zur Ladung vorbereitend, immer abwechselnd schießend, griffen die preußischen Regimenter an. Die Russen standen wie die Klötze, hatten zum Schluß ihr ganzes überlegenes Heer in ein großes Viereck zusammengezogen, in das Friedrichs General Seydlitz auch die geschlagene russische Reiterei hineingedrängt hatte. Den ganzen Tag hindurch mühten sich die Preußen ab, diesen starren Block, der stand und schoß und schoß und stand, endlich aufzulösen. Erst spät am Abend war der zähe Feind erschüttert, und als ein letzter preußischer Angriff einsetzte, begannen seine Reihen zu wanken. In der Nacht zog das weit überlegene Russenheer heimlich ab. Die Manöverkunst der preußischen Truppen, das Geschick Friedrichs als Feldherr hatten schließlich triumphiert.

Und wieder kam 50 Jahre später der Umschwung. Man hatte nicht viel erneuert am Heere Friedrichs des Großen, immer noch gingen die Regimenter bei klingendem Spiel der Militärmusik, Gewehr im Arm, in langer Linie vor, hielten an, schossen, luden, rückten weiter. Vor der Front die Offiziere! Die Armee war nicht

schlechter geworden, aber auch nicht besser; das wurde ihr Verhängnis. Kaiser Napoleon von Frankreich hatte inzwischen eine neue Form angenommen. Sein Franzosenheer war ein wirkliches Volksheer, hatte keine Söldner zwischen sich. Zuerst einfach deswegen, weil man gar nicht die Zeit hatte, sie so maschinenmäßig auszubilden wie die anderen Heere, hatten die Franzosen sich darauf verlegt, in kleinen Abteilungen, ja einzeln, in Schützenschwärmen vorzugehen, den Angriff in der langen Linie abgeschafft. Nun 1806 bei Jena und Auerstedt zeigte es sich, daß diese Art praktischer war. Das preußische Heer war durchaus nicht feige — aber als seine langen Regimentslinien anmarschierten, schossen die Franzosen die Offiziere weg, die Fähnriche sprangen vor — wurden abgeschossen, die Unteroffiziere sprangen an die Spitze — wurden weggefegt; zum Schluß standen führerlose, zersetzte Haufen auf dem Felde und wurden vom französischen Angriff zersprengt.

So ging es also auch nicht. Da schufen in dem armen unterdrückten Preußen Scharnhorst und Gneisenau ein wirkliches Volksheer, das den Angriff, die alte deutsche Überlegenheit, pflegte. Dieses Volksheer hat den Befreiungskrieg von 1813 bis 1815 gewonnen. Es sah sicher nicht so schön aus, wie die armen bunten Regimenter von Jena und Auerstedt, es sah aus wie die „Grasteufel", wie der alte Blücher sagte — „aber es konnte beißen". Bei Hagelsberg vor Berlin — bloß um ein Beispiel zu nehmen — stürmte die märkische Landwehr durch das französische Schützenfeuer glatt hindurch, ließ sich gar nicht erst auf viel Schießen ein, sondern drehte das Gewehr um und drosch mit dem Kolben hinein. „So flutscht dat bäter", sagten die Landwehrleute. Die Urkraft der deutschen Volkswehrhaftigkeit war wieder entfesselt. Vor ihr erlag alle Kriegskunst Napoleons und durch sie wurden wir damals frei von der Franzosenherrschaft.

1871, als das Heer des Kaisers Napoleon III. bereits geschlagen und er selber in Sedan gefangengenommen war, wollte die französische Nation sich trotzdem nicht ergeben. Sie setzte ihren Widerstand tapfer fort. Noch im Heere Napoleons III. hatte es keine allgemeine Wehrpflicht gegeben; die wohlhabenden Leute konnten sich freikaufen. Das wurde nun anders. Im Winter 1870 bis 1871 stellten uns die Franzosen wirkliche Volksheere entgegen. Bei Le Mans stürmten den ganzen Tag hindurch die Massen der Loire-Armee gegen die deutschen Truppen des Prinzen Friedrich Karl an. Selten hat sich ein französisches Heer mit so wilder Hingabe geschlagen wie diesmal. Und doch: Volksheer stand gegen Volksheer — aber wir Deutsche hatten noch einen Wert mehr, den wir einsetzen konnten: die unerschütterliche Disziplin unserer Truppen. Mit Zähigkeit und hingebender Tapferkeit wurde die Stellung gehalten — und dann warf der Gegenangriff das französische Heer über den Haufen. — Am Abend lösten sich die Trümmer des französischen Heeres fast auf.

Auf dem Volksheer und seiner auf dem Kasernenhof immer wieder geschulten Disziplin beruhen auch unsere Erfolge im Weltkrieg. Sollen wir einzelne Schlachten nennen? Der Sieg über die russische Übermacht in den Schlachten von Tannenberg und gegen die Narew-Armee der Russen ganz am Anfang des Krieges, Ludendorffs und Hindenburgs Feldherrnkunst ebensosehr wie die Leistungsfähigkeit deutscher Truppen erkämpften uns den Sieg gegen mehrfache Übermacht eines gutgeschulten Heeres. Ein Mann gegen sechszehn war zum Schluß das Kräfteverhältnis des deutschen Heeres gegen seine Gegner — darunter die kriegerischsten Völker der Welt. Und sie haben uns nicht niedergezwungen; erst der Verrat in der Heimat brachte uns zum Erliegen.

Das Volksheer in vollendeter Ausbildung und Disziplin, jeder Mann im Lande wehrhaft, seine Grenzen zu schützen, das ist die höchste Vollendung, die überhaupt die Verteidigung eines Volkes haben kann. Diese ist uns Deutschen durch den Führer mit der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht aufs neue gegeben worden. Halten wir fest an ihr, lernen wir aus unserer Geschichte, daß nur dann unsere Heimat sicher ist, wenn wir alle sie zu verteidigen bereit und fähig sind; dann werden wir — ein Volk von Soldaten — auch ein Volk des Friedens sein können, weil man sich dann wohl hüten wird, mit uns anzubinden.

Dr. v. L.

„Denn wäre nicht der Bauer . . ."

Was liefert der Bauer unserem Volke



Ein Bauer vom Niederrhein

Diese Aufnahme von W. Bergs entnehmen wir dem „Deutschland-Bildheft" Nr. 188 (Grenzland am Niederrhein)

Wenn jetzt die bunten Bänder vom Erntekranz flattern und Stadt und Land das frohe Erntefest begehen, dann denkt vielleicht mancher von euch, Sorgen und Nöte des Bauern um Sonne, Wind, Regen und Frost sind nun für eine Weile vorbei; denn das Korn ist ja unter Dach und Fach gebracht.

Diese Überlegung wäre richtig, wenn der deutsche Bauer weiter nichts als Getreide anbauen und ernten würde. Getreide ist aber nur ein — allerdings sehr wichtiger — Teil von dem, was unser Volk von der Landwirtschaft an Nahrungsmitteln und Rohstoffen braucht, und von dem, was der Bauer erzeugen muß, um seinen Betrieb voll auszunutzen. Da sind zum Beispiel noch die Kartoffeln, die zum größten Teil noch nach dem Erntedanktag geerntet werden müssen, ebenso wie die Zucker- und Futterrüben und die vielen Gemüsearten, die in vielen Gegenden unserer Heimat feldmäßig angebaut werden. Die Tierhaltung mit ihren vielen Veredlungserzeugnissen — wie man Milch, Eier, Butter usw. fachmännisch nennt — gar nicht zu vergessen!

Was außer dem Getreide noch für Werte aus der Landwirtschaft erwachsen, sieht man daraus, daß die gesamte deutsche Getreideernte, also Roggen, Weizen, Gerste und Hafer zusammen zwar über 20 Millionen Tonnen ausmacht, daß aber die Kartoffelernte allein schon 40—44 Millionen Tonnen jährlich beträgt, die Zuckerrübenernte über acht Millionen Tonnen und Runkel- und Kohlrüben zusammen nochmals etwa 40 Millionen Tonnen. (Ihr wißt: 1 Tonne = 1000 kg = 20 Zentner.) Die deutsche Gesamternte an Gemüsen ist natürlich mengenmäßig geringer, weil die Anbauflächen kleiner sind. Immerhin erzeugt die deutsche Landwirtschaft jährlich fast eine Million Tonnen Weißkohl. Die Anzahl der Gemüsearten, die sonst noch aus der Landwirtschaft kommen, ist auch nicht klein. Da gibt es: Rotkohl, Wirsingkohl, Blumenkohl, Rosenkohl, Grünkohl, Kohlrabi, grüne Pflückerbsen, grüne Pflückbohnen, Möhren und Karotten, Zwiebeln, Meerrettich, Spargel, Gurken, Salat, Feldsalat, Tomaten, Spinat, Sellerie, Schwarzwurzeln, Erdbeeren, dazu noch die vielen Kräuterarten für Tee und Arzneibereitung. Es gibt auch einzelne Betriebe, die Champignons züchten, gleich konservieren und in Dosen verkaufen. All diese Feld- und Gartenfrüchte bringen nacheinander Erträge und erfordern entsprechende Arbeit vom Frühjahr bis in den späten Herbst. Es ist übrigens interessant, daß die Erdbeeren volkswirtschaftlich zu den Gemüsen gezählt werden, weil sie im Gegensatz zum Obst ja nicht auf Sträuchern oder Bäumen, sondern auf dem Feld oder auf Beeten wachsen. Viele von diesen Gemüsearten, wie z. B. Tomaten, Gurken, Salat, werden durch den auch zur Landwirtschaft gehörenden Erwerbsgartenbau in Glashäusern (entweder in warmen oder kalten Treibhäusern) angebaut, damit sie einige Wochen oder Monate vor der naturgegebenen Freilandernte auf dem Markt sind.

Die Feldfrüchte der deutschen Landwirtschaft sind aber noch nicht erschöpft. Wenn die bisher genannten beinahe so, wie sie sind, vom bäuerlichen Hof gehen, gibt es noch eine Reihe anderer Früchte, die als Futter für das Vieh dienen müssen und deren Anbau einen sehr großen Teil der Felder des Bauern ausmacht. Da ist das wichtigste das Wiesenheu, von dem jährlich weit über 20 Millionen Tonnen geerntet werden, oder Klee und Luzerneheu, dessen Jahresertrag über zehn Millionen Tonnen beträgt. Auch Erbsen und Bohnen, Wicken, Lupinen und zahlreiche andere Hülsenfrüchte werden meist nur zu Futterzwecken gebaut.

Im letzten Jahre, in dem die deutsche Landwirtschaft zur Erzeugungsschlacht aufgerufen wurde, sind auch Öl- und Faserpflanzen in den Vordergrund gerückt, damit wir nicht mehr so viel Fettrohstoffe zur Margarineherstellung und Hanf, Flachs, Jute und andere Faserrohstoffe einzuführen brauchen. Raps und Rübsen — das sind unsere wichtigsten Ölpflanzen — wurden zur Zeit unserer Großväter schon einmal genügend in Deutschland angebaut. Der Anbau ging aber immer mehr zurück, weil man







Aufnahmen: Hans Retzlaff

in den Jahren vor der Machtübernahme so viel billige Fette von Übersee hereinließ. Heute müssen wir im Kampf um unsere Nahrungsfreiheit den Anbau dieser Feldfrüchte mit allen Mitteln steigern; das gleiche gilt für Flachs und Hanf.

In einzelnen Gegenden Deutschlands, besonders in Süddeutschland, wird vom Bauern auch noch Hopfen und Tabak angebaut. Der Geldwert der deutschen Tabakernte beträgt jährlich etwa 30 Millionen Reichsmark. An Hopfen, der ja zum Brauen des Bieres unerläßlich ist, werden jährlich 70 000 Doppelzentner geerntet. Da wir gerade bei Getränken sind, soll auch der Wein noch erwähnt werden. Die deutsche Weinernte, die ja wie alle Ernten des Bauern von der Witterung abhängig ist, hat jährlich einen Ertrag, der zwischen 1,8 Millionen und 2,8 Millionen Hektoliter liegen kann.

Wenn auch die Obstkulturen zu einem Teil in das Gebiet der Gärtnerei oder der Stadtrandsiedlungen gehören, so darf nicht vergessen werden, daß auch unmittelbar vom Bauernhof sehr viel Obst auf den Markt kommt. In allen Bauerngärten befinden sich Obstbäume und -sträucher. In Westdeutschland sind zum großen Teil die Weiden mit Obstbäumen bepflanzt. In Deutschland gibt es mehr Apfelbäume als Menschen, etwa 72,9 Millionen. Birnenbäume 27,8 Millionen, Pflaumenbäume 37,9 Millionen, Süß- und Sauerkirschen zusammen 21,2 Millionen, Pfirsichbäume 3,1 Millionen, Aprikosenbäume 400 000 und Walnußbäume 1,6 Millionen. Das Walnußholz ist das geeignetste Holz für Gewehrschäfte, weil es splitterfrei ist. Die Zahl der Johannisbeer-, Stachelbeer- und Himbeersträucher ist noch größer.

Alles bisher Gesagte bezog sich auf die pflanzliche Seite der landwirtschaftlichen Erzeugung. Daß auch eine große Menge verschiedenster Tiererzeugnisse aus der Landwirtschaft kommt, wissen wir ja. Die Menge der tierischen Erzeugung jeder Art, ganz gleich, ob es sich um Nutztiere oder tierische Erzeugnisse handelt, kann man aus folgenden Zahlen ersehen. Wir haben etwa 3,4 Millionen Pferde, 20 Millionen Rinder, davon allein 10 Millionen Milchkühe, über 20 Millionen Schweine, annähernd vier Millionen Schafe und etwa zweieinhalb Millionen Ziegen. Die Schafhaltung, die in den letzten Jahrzehnten durch die geringen Wollpreise Australiens in Deutschland fast zerschlagen wurde, wird neuerdings im Rahmen der Erzeugungsschlacht mit allen Mitteln gefördert, so daß wir in einigen Jahren hoffentlich auf zehn Millionen Schafe kommen werden.

Nun kommt das Federvieh! 87 Millionen Hühner scharren auf den deutschen Bauernhöfen und Stadtrandsiedlungen herum, über sechs Millionen Gänse und etwa dreieinhalb Millionen Enten. Jetzt könnte man denken, daß die Aufzeichnung zu Ende wäre, aber die Bienen gehören noch dazu, von denen es über zwei Millionen Völker gibt, und dann noch die Karpfen, Forellen und Schleie, die in besonderen Teichwirtschaften gezogen werden. Daneben gibt es auch noch eine Reihe anderer Tiere, deren Zucht in besonderen Farmen vor allem in den Nachkriegsjahren aufgekommen ist. Da gibt es zur Herstellung von Pelzen Silber-, Blau- und Rotfüchse, Nerze, Steinmarder, Waschbären, Nutria, Biber, Skunks, Fischottern und Karakulschafe. Letztere liefern die wertvollen Persianerpelze. Damit ist allerdings der Reichtum der in der deutschen Landwirtschaft gehaltenen und gezogenen Tierarten ziemlich erschöpft.

Von den Pferden gehen jährlich viele Tausend als Zug- oder Reittiere zur Wehrmacht oder in die Privatwirtschaft. Aus der Rindviehhaltung gewinnt Deutschland jährlich etwa 23 Milliarden Liter Milch, die entweder als Trinkmilch, als Butter oder Käse verschiedenster Art Verwendung findet. Zu dieser Menge Milch kommen übrigens noch etwa 1,2 Milliarden Liter Ziegenmilch, deren Verwendung in ähnlicher Weise erfolgt. Es ist vielleicht wenig bekannt, daß man aus Milch, besonders aus dem Kasein der Milch, nicht nur Lebensmittel herstellt. Die Papierindustrie braucht Kasein ebenso wie die Farbenindustrie. Es wird zur Herstellung von Kaltleim verwendet und ist der Rohstoff für das buntgemaserte Galalith, aus dem Zigarettenspitzen, Federhalter, Knöpfe, kleine Figuren und ähnliches hergestellt werden. Die Rinder liefern aber auch noch Fleisch. Allein auf die bedeutendsten Schlachtviehmärkte Deutschland gehen jährlich etwa eine Million 300 000 Rinder und ebensoviel Kälber. Von den Schweinen müssen etwa fünf Millionen ihr Leben lassen, um als Wurst, Schinken und Fleisch in die Speisekammer der einzelnen Haushalte einzuziehen. Von den Schafen, deren wichtigstes Erzeugnis ja die Wolle ist, wandern aber immer noch jährlich über eine Million auf die städtischen Schlachthöfe. Daß aus Tierhäuten die verschiedensten Arten von Leder gegerbt werden, weiß wohl jeder.

Das wäre ein Überblick über das, was der Bauer unserem Volk liefert. Es ist selbstverständlich, daß all die vielen Erzeugnisse mit Ausnahme der Pelztiere nicht in spezialisierten bäuerlichen Betrieben einzeln erzeugt werden. Es gibt in Deutschland nicht, wie in vielen Überseeländern, ausgesprochene „Getreidefabriken" oder Schweinefarmen oder Tabakfarmen und anderes mehr. Man hat derartige einseitige Erzeugungsversuche in den Systemjahren angestellt. Der Nutzen derartiger Betriebe wurde von Männern in die Welt geschrien, die keine Ahnung von der deutschen Landwirtschaft hatten, denn jeder bäuerliche Betrieb muß immer gleichzeitig mehrere Pflanzenarten anbauen, er muß einen gewissen Stapel, wie man fachmännisch sagt, von Vieh haben und muß Wiesen oder Weiden oder Feldfutterpflanzen zur Verfügung haben, um das Vieh füttern zu können. Diese Vielseitigkeit ist einmal notwendig, weil dem Boden ja durch diese Kulturpflanze Nährstoffe entzogen werden, und der Bauer dem Boden diese Nährstoffe immer wieder in Form von Dünger zuführen muß. Durch Handelsdünger kann man dies niemals allein, denn er ist nicht so wertvoll wie Stalldünger. Die Viehhaltung im bäuerlichen Betrieb ist also schon für die Pflanzenerzeugnisse unerläßlich. Tiere wollen fressen, und deshalb braucht man Futterflächen, entweder als Wiese und Weide oder als Felder, auf denen Klee, Luzerne und anderes Futter angebaut wird. Feldfrüchte, Tiere, Futterflächen gehören immer zusammen auf den Bauernhof. Andererseits können nicht einzelne Pflanzen oder Tierarten allein auf dem Hof angebaut bzw. gezüchtet werden. Oft kommt es vor, daß ein schlechtes Getreidejahr die Getreideernte des Bauern vernichtet, dann muß er einen Ausgleich für diesen Verlust durch andere Pflanzen wie Kartoffeln, Zucker- oder Futterrüben haben. Richtet aber die Maul- und Klauenseuche seinen Rinderbestand zu Grunde, dann müssen Schweine oder Schafe den Ausfall an notwendigen Einnahmen ausgleichen können.

Einen Bauernhof richtig zu bewirtschaften ist also gar nicht so leicht, wie das für den aussieht, der einmal seine Ferien auf dem Lande verbringt und der glaubt, mit Pflügen, Säen und Ernten in freier Luft wäre die Fülle der bäuerlichen Arbeit erschöpft.

Dr. Reinhardt, Stabsamt des Reichsbauernführer.



Im Kiefernwald versteckt liegt unser Heim, bescheiden, aber anheimelnd und blitzsauber



Ein Mädel spielte jeden Abend Laute, und wir lernten viele alte Volksweisen



Ruth erzählt vom Reichsjugendtag in Potsdam

Mädel im Lager

Draußen in der märkischen Heide.

„. . . Und über uns die Fahne, sie rauscht und knattert mit.“ Seit zwei Stunden marschieren wir schon. Zwanzig Mädel aus Berlin. Hinter uns liegt die Großstadt mit ihren steinernen Wohnkästen, mit ihrem Rauch und Ruß. Vergessen sind Schule, Fabrik und Büro; denn vor uns liegt eine Woche Kameradschaft, eine Woche voller Sport und geistiger Schulung.

Keine von uns ist müde vom langen Marschieren. Bald müssen wir ja auch das Ziel, unser Heim in der märkischen Heide, erreicht haben. Noch ein letztes Lied.

„Wir sind jung, die Welt ist offen!“ Unsere Augen suchen das Ziel. Da liegt auch schon im Kiefernwald versteckt unser Heim. Ein Kommando: „Abteilung — halt! Weggetreten!“

Wir sind angelangt.

Stunden der Kameradschaft.

Vier Tage sind wir jetzt schon hier. Jeden Tag Spiel und Sport. Abends singen wir Lieder oder erzählen uns gegenseitig von unserem Leben in der Stadt. Gestern hat Ruth, unsere Füherin, aus den Jahren des Kampfes berichtet. Sie hat im Oktober 1932 am „Reichsjugendtag“ in Potsdam teilgenommen. Zum ersten Male in der Geschichte Deutschlands, so erzählte Ruth, haben über hunderttausend Jungen und Mädel in einer gewaltigen Kundgebung sich zu Deutschland und unserem Führer Adolf Hitler bekannt. Jeder, der damals Nationalsozialist war, hatte es schwer; denn die verhetzten Volksgenossen überfielen nicht nur SA.- und und SS.-Männer, sondern sehr oft auch Jungen und Mädel der Hitlerjugend. „Wir haben damals zusammengestanden“, hatte Gerda gesagt, „damit unser Volk wieder stark und einig werden sollte. Wir haben uns vor niemandem gefürchtet und stets zusammengehalten in Freud und Leid.“ Wir aber, die wir erst nach der Machtübernahme zu Adolf Hitler fanden, wollen unsere Kameraden aus der Kampfzeit zum Vorbild nehmen und, so wie sie damals, auch heute mit den anderen kameradschaftlich zusammenhalten. Ob Mädel oder Junge, ob Schülerin, Fabriklehrmädel oder Stenotypistin. Wir alle sind Deutsche — ein einiges Volk. Unser Lager hier in der märkischen Heide aber ist ein kleiner Ausschnitt aus der großen Volkskameradschaft.

Vom Küchendienst und anderen netten Sachen.

Die Jungen in der HJ. haben, wie wir immer wieder in ihren Fahrtenberichten lesen, eine ziemlich große Bange vor dem Küchendienst und sehen ihn als Strafdienst an. Bei uns war das ganz anders. Jede wollte kochen, und Ruth hatte ihre Mühe, die Küchenarbeit zu verteilen. Dabei ist die Arbeit nicht etwa einfach. Der Küchendienst mußte immer eine Stunde früher aufstehen, damit die anderen zur rechten Zeit ihr Frühstück bekamen. Für zwanzig hungrige Mädel aber Stullen zu schmieren und belegen, das ist eine ziemlich anstrengende Arbeit. So manche von uns hat ihre voreilige Meldung zur Arbeit bald bereut, wenn es auch keine recht zugeben wollte.

Was es bei uns zu essen gab? Ihr werdet staunen. Nur einmal in der ganzen Woche Erbswurst. Sonst Milchnudeln, Gulasch, Brühreis, Kohl und Kartoffelsuppe mit Würstchen. (Die Jungen würden da sicher vor Neid geplatzt sein, hätten sie es gesehen.) Geschmeckt hat es uns immer. Auch das eine Mal, als unserm Küken der Milchreis anbrannte.

Oft haben wir abends lange gesungen. Ruth kannte so viele schöne alte Volkslieder, die sie uns auf der Laute vorspielte. Eine Menge Neues haben wir dabei gelernt; denn unsere Führerin erzählte uns immer gleich dazu, wie diese Lieder entstanden und wann sie gesungen wurden. Das haben wir alles nicht gewußt. Jetzt singen wir die Lieder noch einmal so gern.

Mädel im Dienst.

Wißt ihr, die ihr nicht am Leben und Treiben unseres Mädelbundes teilnehmen wollt, wie schön solch ein Lager ist? Wer nur einmal mit anderen Mädeln, Kameradinnen, draußen gelebt hat, bei Sport und Spiel, der vergißt das nie. Es waren schöne Stunden, ernste und heitere. Erfüllt vom Geist der Kameradschaft, jener Kameradschaft, die man nicht schildern und beschreiben kann, sondern die man erleben muß, um sie zu verstehen. Da sitzen wir nebeneinander, Mädel aus allen Schichten unseres Volkes. Mädel aus dem Osten, Norden, Süden und Westen Berlins, und sind doch nur eins: deutsche Mädel, die in der Hitlerjugend ihrem Volke mit Tat und Einsatz zur Seite stehen sollen.

Manch eine von uns hat erst hier im Lager verstehen gelernt, wozu sie in unserem Mädelbund ist und was wir wollen. In Gemeinschaft mit den anderen steht nunmehr auch sie bewußt zu den Fahnen und Wimpeln unseres Bundes als Mädel im Dienst für Deutschland.



Für zwanzig hungrige Mädels Brote streichen ist nicht so leicht



Eine vom Küchendienst

Alles Gute hat ein Ende.

Heute ist der letzte Tag im Heidelager. Säuberlich liegen die Tornister schon gepackt an den Fußenden der peinlichst sauber gebauten Betten. Wir stehen zum letzten Male um den Tisch herum, reichen uns die Hände und singen zum Abschied: „Ade nun zur guten Nacht . . .“

Morgen früh, um sechs Uhr, wird uns ein schriller Pfeifenton zum Aufstehen rufen, und dann geht's heim. Zurück in die Großstadt. Zurück an die Arbeit.

Bis zum nächsten Lager. W. W.

Aufnahmen: Kreutzer



Sonne, Luft und auch — Arbeit
deshalb waren unsere Tage im Heidelager so schön

Bekenntnis

Mutter, hörst du das jauchzende Lied,
Das in jungen Kolonnen vorüberzieht?
Es ruft mich, es lockt mich,
Es läßt mich nicht los!
Die Welt ist so weit—
Und die Sehnsucht so groß.
Mutter, wär' ich dabei!

Mutter, hörst du die Fahnen knattern,
Die über den Hitlermädeln flattern?
Es singt so seltsam in meinem Blut.
Es klingt so freudig, so voller Mut.
Die Fahne ruft
Und lockt so gut.
Mutter, wär' ich dabei!

Mutter, ich darf nicht abseits stehen,
Hör meines Blutes Schrei!
Die jungen Herzen brennen wie Flammen
Und singen zusammen
Und schwören zusammen;
Alle, die deutschem Blute entstammen,
Mutter, sind alle dabei!

Grete Steinrück

Das Artland



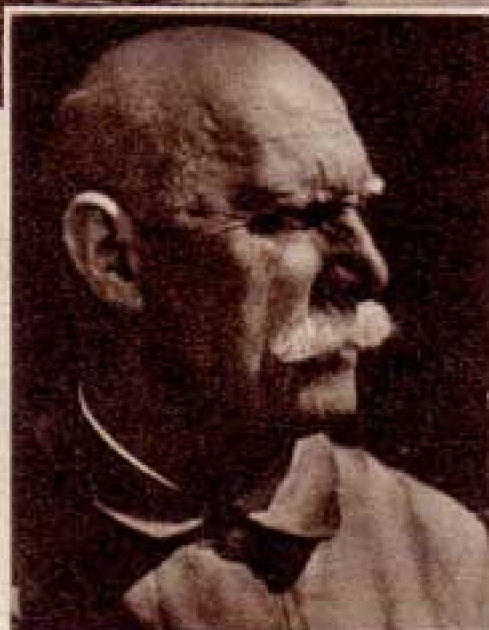
Einer der schönsten Höfe des Artlandes, die Wehlburg; sie ist zugleich ein Denkmal niedersächsischer Bauernkunst

welches nach einer alten Chronik so viel bedeuten soll, wie ein Land von guter Art, ist uraltes niedersächsisches Land und liegt nördlich von Osnabrück zwischen Quakenbrück und Bersenbrück

Es sind alles studierte Bauern, die da oben im Artland sitzen. Wenn sie das Gymnasium besucht haben, gehen sie auf die landwirtschaftliche Hochschule, oder sie studieren sonst etwas, woran sie als Bauern ihre Freude haben. Nach dem Studium hält es sie nicht länger mehr in der Stadt, sie müssen heim auf ihren Hof, wo sie Fürsten und Könige sind.

Bauernadel.

Die Bauern im Artland sind ältester niedersächsischer Bauernadel. Stolz sind sie darauf, aber es ist ein Stolz, in dem sich die Kraft von Kerlen offenbart, deren Geschlechter ein Jahrtausend ihre Scholle verteidigten. Geht doch die Sage, daß Vorfahren der Artländer Bauern zu den Schildknappen des großen Sachsenherzogs Widukind gehörten. Gewiß, ist, daß schon zur Zeit Widukinds und Karls des Großen ein gewaltiges Bauerngeschlecht auf den Höfen des Artlandes saß. Als der Frankenkaiser auf einem seiner Vernichtungsfeldzüge gegen das Sachsenvolk vor Herzog Widukind die Flucht ergreifen mußte, suchte er auf einem der Bauernhöfe des Artlandes Schutz, weil er wußte, daß dem Niedersachsen das Gastrecht auch dem Feinde gegenüber heilig ist. Es war der Hof Meier zu Bergfeld, auf dem der fliehende Kaiser einkehrte. Noch heute bewahrt eine Truhe das Gastgeschenk des Frankenkaisers auf: eine silberne Schuhschnalle und eine Urkunde mit kaiserlichem Siegel.



Ein Bauer aus dem Artland

Vor Jahren hat man das Wort vom dummen Bauern geprägt, um damit den Bauern verächtlich zu machen und eine Kluft zwischen ihm und den anderen Ständen, namentlich dem Adel, dem Städter und Studierten zu schaffen. Beim Artländer gab es diese Standesunterschiede nicht; noch viel weniger paßt auf ihn das geflügelte Wort vom dummen Bauern. Er ist Bauer und Studierter und gehört durch Blut und Rasse zum besten deutschen Bauernadel. Wie die Menschen, so sind ihre Höfe. Fest und wuchtig gebaut sind die Häuser und mit reichem Schnitzwerk versehen. Symbole der Vorzeit zieren die Vorsprünge der Balken. Der deutsche Fachwerkbau hat hier seine vollendete Form gefunden. Noch steht in der geräumigen Halle der alte offene Herd, noch hängt aus dem Kamin die Kette herab für die eisernen und zinnernen Kessel und Töpfe. Das Schnitzwerk an den großen Bauernschränken ist kunstvoll und edel und die Zinnteller auf dem Kaminsims erinnern an die weiten Hallen germanischer Herzöge.

So sind die Bauern des Artlandes wahrhafte „Herren auf eigener Scholle" und ihre Besitzrechte reichen in germanische Zeit zurück. Nach einem ungeschriebenen Gesetz erbte immer der jüngste Sohn der Familie den Hof. Doch kam es vor, daß ein männlicher Erbe fehlte; dann ging der Hof auf die Tochter über. Wenn sie aber einen anderen Bauernsohn aus dem Artland heiratete, so legte dieser seinen bisherigen Familiennamen ab und nahm den des Hofes an. Selbst wenn der Hof verkauft wurde, ging sein Name auf den neuen Besitzer über. Bis zur Verkündigung des Erbhofgesetzes haben die Artländer an dieser alten Erbfolge festgehalten.

Ein Festtag auf „hillgen Hall".

Auch zahlreiche Bräuche aus germanischer Zeit sind im Artland bis heute überliefert. Vor etwa 100 Jahren wurde wegen eines Streckenbaues ein Berg im Artland abgetragen. Ein mächtiger Granitblock lag auf diesem Berg am See, der allgemein „hillgen Hall" hieß, was so viel wie heilige Halle bedeutet. Wahrscheinlich befand sich hier ein bedeutender germanischer Heilsstein, der der Göttin Ostera geweiht war. Eine Chronik berichtet darüber: „Als der heilige Berg noch vorhanden war, da kam hier um Ostern das ganze Kirchspiel zusammen. Die jungen Leute schlugen Ball, spielten mit gefärbten und gekochten Ostereiern, schlugen Rad, sprangen und liefen um die Wette bis zum Abend. Solange der Berg noch vorhanden und die Anlegung der Osterfeuer nicht oberlich verboten war, da wurde am Osterabende auf der Spitze dieses einzigen Berges in hiesiger Gegend Feuer angezündet, nach dem Holz,



Selbst die Tenne des Bauernhofes hat Schnitzwerk am eichenen Gebälk



Frau Meier zu Wehdel in Artländer Tracht, die leider heute kaum noch getragen wird

trockene Reiser, Laub und Stroh von der gesamten Jugend dazu gesammelt. Wenn die Flamme lustig brannte, da wurde von Knaben und Mädchen unter Absingung von Liedern ein Ringelreihen um den Holzstoß getanzt und mit Stecken in das Feuer geschlagen, daß die Funken lustig umherstoben, bis der Holzstoß ganz verbrannt war."

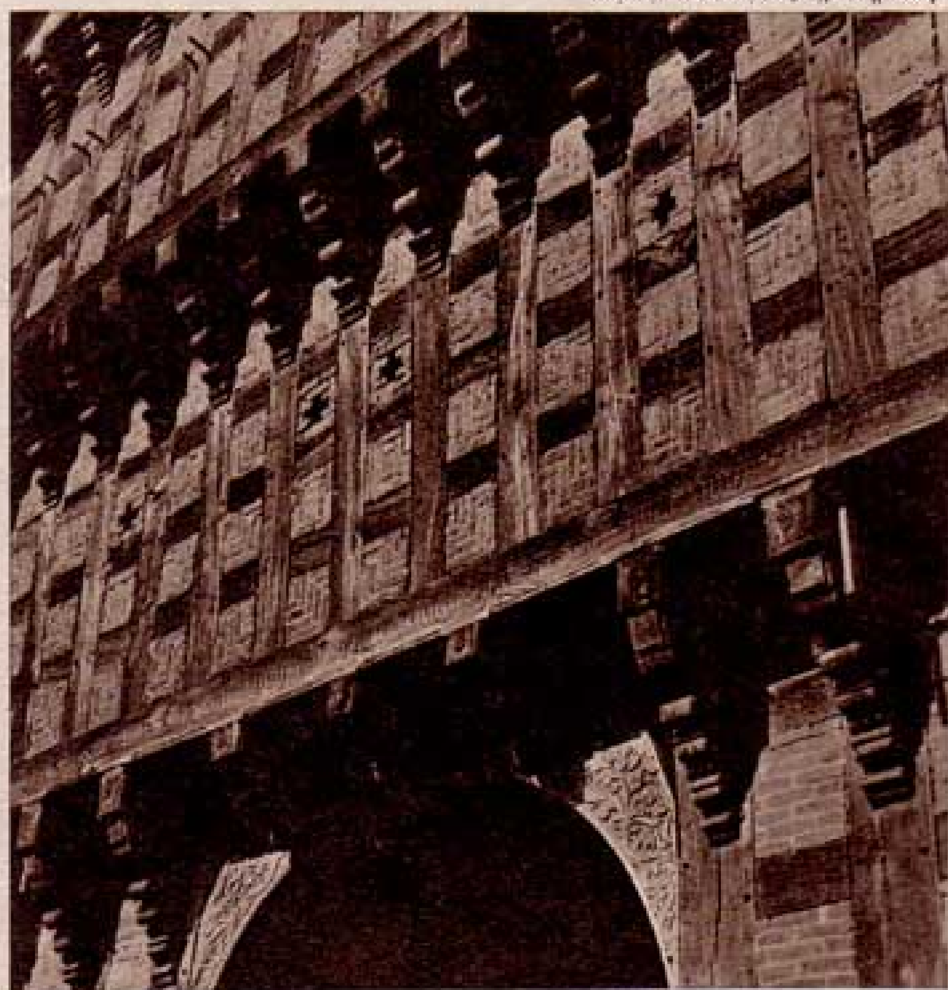
Der Drachentöter.

Die Sage von Siegfried dem Drachentöter ist allgemein bekannt. Die wenigsten Menschen in Deutschland aber wissen, daß auch im Artland ein Drachentöter gelebt hat. Das war ein junger Bauernsohn. An seine Stelle wurde mit dem Eindringen des christlichen Glaubens der „Heilige Georg" gesetzt, dessen Bild noch jetzt auf dem Kirchensiegel der Badbergener Kirche zu sehen ist. Die Überlieferung berichtet jedoch, daß dieses Bild gar nicht St. Georg sei, sondern der Drachentöter des Artlandes, von dem die Sage folgendes berichtet:

„In dem Wasser am heiligen Damme in der Bauernschaft Wehdel lebte einst ein großes Ungeheuer, dem man alle Jahre einen Menschen opfern mußte. Eines Tages kam nun die Reihe an den Bauern Colon Meier aus Wehdel; der sollte dem Ungeheuer seine einzige Tochter zum Fraß geben. Diese Tochter aber war mit dem jungen Bauern Jellmann verlobt. Kaum hatte er gehört, was mit seiner Braut geschehen sollte, da erklärte er sich bereit, das Ungeheuer zu töten. Jellmann war nämlich ein gewaltiger Krieger und besaß Kräfte wie ein Riese. Als nun die Zeit herankam, da seine Braut dem Tier geopfert werden sollte, wartete das Ungeheuer vergeblich auf seinen Fraß. Statt dessen trat der junge Bauer mit einer mächtigen Lanze an das Ufer des Wassers und warf dicke, schwarze Pechkugeln in die Flut. Da tauchte das Ungeheuer aus der Tiefe heraus, um nach den Kugeln zu schnappen. In diesem Augenblick erhob der junge Bauer seine Stimme und schrie das Ungeheuer an. Mit großer Schnelligkeit ruderte es heran, setzte die kurzen, krallenbewehrten Füße auf das Ufer und wollte sich auf die willkommene Beute stürzen. Voll Angst und Schrecken standen die Bauern in weiter Entfernung und dachten, nun sei der Jellmann verloren. Der mutige junge Bauer aber sprang einige Schritte zurück, nahm einen gewaltigen Anlauf und stieß dem Ungeheuer einen fünf Ellen langen Speer tief in den Rachen, daß es am Ufer verendend zusammenbrach. Ehe aber die Bauern herbeieilen und es ganz aufs Land ziehen konnten, sank es in die Fluten zurück und ward nicht mehr gesehen. Der junge Drachentöter aber heiratete die Tochter des Meier zu Wehdel und nahm den Namen des Hofes an. Und so lebt dort noch heute das Geschlecht des Drachentöters.

Die Herdstelle im Hof Diersing im Artland.
Mit seinen großen Zinntellern auf dem Sims, dem mit Holzfließen gedielten Fußboden und den wertvollen alten Schränken wirkt der Raum wie das Wohnzimmer eines germanischen Herzogs

Aufnahmen: Erich Retzlaff-Düsseldorf



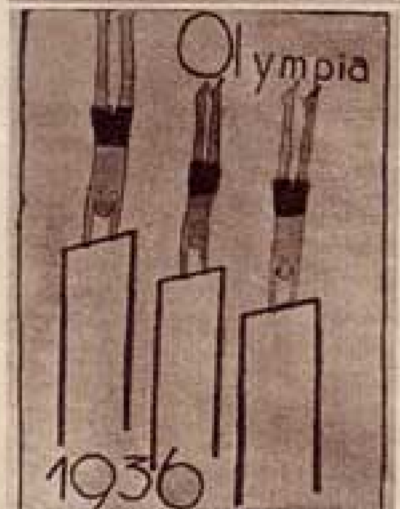
Ein Ausschnitt aus der Giebelseite der links oben abgebildeten Wehlburg

Blick in die Ausstellung „Olympia und Schule", Berlin W 35, Potsdamer Straße 120. Sie enthält die 500 besten Arbeiten. Diese Ausstellung werdet ihr alle noch besichtigen, da sie als Wanderausstellung durch alle deutschen Gaue geht

Aufn.: Carl Strauß

Unser Wettbewerb „Olympia und Schule"





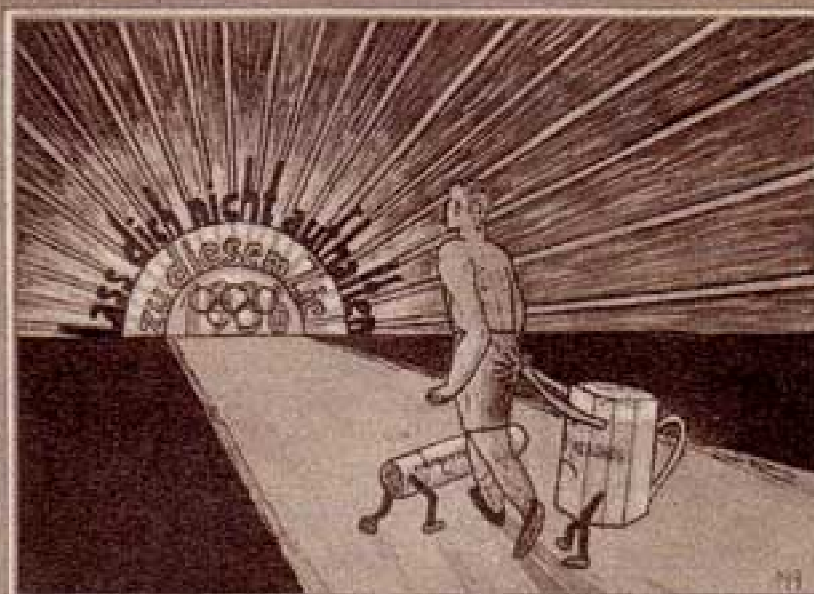
Die Einsender der obigen beiden Bilder werden gebeten, der Schriftleitung umgehend ihre genaue Anschrift mitzuteilen

„Heute vormittag ist in den Räumen des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht, Potsdamer Straße 120, vom NS.-Lehrerbund eine Ausstellung eröffnet worden, die wohl in der Welt ihresgleichen sucht."

So schreibt eine der großen Berliner Zeitungen, die „B. Z. am Mittag", über die Ausstellung „Olympia und Schule". Das Lob, das sie ausspricht, gilt euch allen, denn es handelt sich hier um die Ausstellung der Bilder, die ihr zum Olympia-Wettbewerb von „Hilf mit!" eingesandt habt. Eine schöne Ausstellung ist mit eurer Hilfe zustande gekommen. Alle großen Zeitungen haben darüber berichtet und sie als eine außergewöhnliche Leistung anerkannt. Sicher möchtet ihr nun wissen, was denn die anderen Zeitungen geschrieben haben! Zwar können wir nicht alle Pressestimmen abdrucken, aber einige Proben seien hier noch mitgeteilt: Der „Völkische Beobachter", das Zentralorgan der nationalsozialistischen Bewegung, schreibt: „Mit feinem Gefühl haben Tausende und aber Tausende von Jungen und Mädel aus allen deutschen Gauen dieses Welttreffen der Jugend als eine nationale Aufgabe verstanden. Überall bricht die starke Eigenwilligkeit der Kinder durch, die in zahlreichen Themen die Olympischen Spiele von 1936 gestalten. In bunten Bildern, Plakatentwürfen, ganzen Bilderreihen, Plastiken aus Gips, Holz und Wolle, Laubsägearbeiten wird von den Knaben und Mädchen der Sinn der Olympischen Spiele lebendig und anschaulich wiedergegeben."

Sehr ausführlich hat der „Angriff" über die Ausstellung geschrieben. Er sagt, daß sie „staunenswerte Beweise kindlicher Beobachtungsgabe und Ausdrucksformen" enthalte. An einer anderen Stelle heißt es in dem Artikel: „Es ist eine Ausstellung, die durch die zahlreichen Ideen und farbenmäßige Ausführung überrascht. Oft merkt man die Hand des Vaters, aber zumeist erkennt man die ganze kindliche Eigenwilligkeit, den Sinn für Humor, und erkennt vor allem, mit welcher inneren Kraft sich die Kinder mit der Frage nach dem Sinn der Olympischen Spiele selber beschäftigt haben und auf wieviel verschiedene Weise sie diese Fragen lösen. Berlin ist sehr oft in den Vordergrund gestellt, mitunter erscheint nur die Landkarte Europas, auf der Berlin stark hervorgehoben ist, das Brandenburger Tor — aber man findet auch Ideen, die von all dem Herkömmlichen völlig abweichen. Der Sport überwindet den Krieg. Diese Frage hat viele beschäftigt und ein, zugleich auch technisch recht gut gelungenes Plakat eines Sechszehnjährigen, wie ein Hochspringer über die Latte setzt, unter der die ganze Kriegsmaschinerie aufgefahren ist, gehört mit zu den besten und eindruckvollsten Bildern der Ausstellung." Sehr anerkennend sind folgende Sätze aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung": „Überrascht steht der Besucher vor dem Ideenreichtum des Gezeigten. Hier ist nichts von Plakatmalerei, von Kunstregeln; manche Bilder haben falsche Perspektiven, unrichtige Proportionen, aber gerade das unverbildete, un-






Aufn.: Werkaufnahmen (6)

Ihr seht hier einige der zum Olympia-Wettbewerb der Schulen eingesandten Arbeiten eurer Kameraden und Mitschüler. Beteiligt euch beim nächsten Wettbewerb auch. Vielleicht wird eure Arbeit dann ebenfalls ausgestellt und veröffentlicht

beeinflußte Kinderschaffen beweist, wie tief Knaben und Mädchen den Sinn der Olympischen Spiele erfaßt haben. Erstaunlich ist vor allem, wie tief die Jugend das Weltfest als nationale Aufgabe verstanden hat, und von tiefinnerlichem Erleben zeugen in dem Sachgebiet »Olympia, ein großes heiliges Ziel« die Darstellung eines 15jährigen Knaben, der einen olympischen Tempel, hoch auf steilem Berg, schwer erklimmbar, zeigt, sowie einen Speerwerfer in bläulichen Wolken. Ebenso eindrucksvoll der Flammenläufer eines 16jährigen Mädchens. Hier offenbart sich eine Jugend, die innerlich wie körperlich höchsten Zielen zustrebt und sie erreichen wird."

Nicht nur die Berliner Zeitungen, auch die Zeitungen aus allen Teilen des Reiches spenden euch ein uneingeschränktes Lob. Die „Bremer Nachrichten" schreiben: „Eine ungeheure Fülle der Einbildungskraft ist in Farben zum Ausdruck gekommen; mitunter ohne Kenntnis der Perspektiven, der Raumbildung und der Materialverwendung sind Plakate entstanden, deren Anlage als Vorbild für Künstler betrachtet werden kann. Im ganzen tritt hier eine Fülle der Phantasien auf, wie sie vielleicht nicht einmal bei Erwachsenen nachweisbar wäre."

Die Preisträger des Olympia-Wettbewerbs
aus „Hilf mit!" Nr. 6, März 1935:

1. Preis (Faltboot oder Rhönrad): Gerhard Graßhoff, Dessau. — **2. Preis** (Fahrrad oder Skiausrüstung): Ulrich Kosian, Oberglogau (O.-S.). — **3. Preis** (Medizinball): Helmut Pornitz, Merschwitz (Elbe). — **4. bis 50. Preis** (Fuß- oder Faustball, Diskus, Trainingsanzug usw.): Rud. Höhne, Wilthen. / Walter Drescher, Kassel. / Ernst Guhl, Stendal. / Friedrich Wiegals, Winsen a. d. Luhe. / Sibylle Lemke, Berlin N. 20. / Rudolf Knapp, Rietberg in Westf. / Alfred Schlegel, Selb (Bay.). / Werner Reifarth, Eisenberg (Thür.). / Walter Luschner, Stulln, Post Schwarzenfeld. / Edith Braasch, Kiel. Anneliese Sommermeyer, Berlin-Reinickendorf-Ost. Scheifacth, Köln-Deutz. / Ursula Förster, Tharandt. Marianne Kudnig, Königsberg (Pr.). / Karl Josef Goergen, Recklinghausen. / Ruth Trepper, Hannover. / Hans-Jürgen Wischnewski, Berlin-Cöpenick. Ruth Eisfeld, Cottbus. / Hubert Koch, Aachen. / Chr. Wilh. Busse, Schwerin i. M. / Werner Korsch, Zschopau. / Walter Wilkens, Hamm i. W. / Günter Möller, Altona (Elbe). / Eva Hartmann, Berlin N. 31. / Horst Pawlak, Berlin-Reinickendorf-Ost. / Ruth Großkopf, Wurzen. / Hans-Ludwig Tichy, Schreiberhau. / Ernst Grünbel, Langgöns bei Gießen. / Hans Thorwart, Amberg (Opf.). / Gottfried Mehlborn, Dresden-A. 28. / Helmut Schulze, Berlin-Baumschulenweg. / G. Heßmann, Berlin N. 113. Wolfgang Mohnkern, Hannover. / Hans Trenken, Krefeld. / Willi Rittinghaus, Eichholz, Post Meinerzhagen i. W. / Karl-Heinz Scheuermann, Merseburg. / Berthold Riedel, Greiz (Th.). / Helga Biehle, Jena. / Wilma Kaufmann, Heidelberg. / Emil Weimann, Zepfenhan. / Franz Bentler, Lippstadt. / Waldemar Potthast, Preetz i. Holst. / Wilhelm Gauweiler, Zimmern ob Rottweil. / Karl Barth, Plößnitz bei Niemberg. / Hans Schrödel, München 19. — Ferner 500 Trostpreise.

Sämtliche Gewinner werden gebeten, umgehend mitzuteilen, welchen von den zur Wahl gestellten Gegenständen sie sich wünschen. Die Mitteilung ist zu richten an die Hauptschriftleitung „Hilf mit!" (Olympia-Wettbewerb), Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21—23. **Andere Zuschriften, die den Olympiawettbewerb betreffen, können — auch wenn Rückporto beigefügt ist — nicht beantwortet werden.**



„Bremse“ und „Brummer“

Eine Ruhmestat in der Nordsee

Erzählt von Major a. D. Schnarke.

Am 17. Oktober sind achtzehn Jahre verflossen, seit die beiden deutschen Kreuzer „Bremse“ und „Brummer“ in der Nähe der Shetlands-Inseln einen von Norwegen nach England fahrenden Geleitzug zu fassen bekamen und bis auf einen Geleitdampfer restlos vernichteten. Sämtliche Schiffsbaupläne der Marine wurden während des Krieges sehr geheim gehalten. So hatten unsere Gegner auch keine Ahnung vom Bau der Kreuzer „Bremse“ und „Brummer“, die als Spezialschiffe zum Minenwerfen eingerichtet waren und deshalb eine besonders hohe Geschwindigkeit besaßen. Es waren Schiffe, die in der Stunde 56 Kilometer zurückzulegen vermochten. Ihre Bewaffnung bestand aus sechs Schnellfeuergeschützen und einer Besatzung von 278 ausgesuchten Mannschaften. An Minen konnten die Schiffe 400, im Höchstfalle 600 Stück an Bord nehmen.

Und nun zur Ruhmestat dieser Schiffe, packend geschildert von einem Mitkämpfer:

. . . Naßkalt und feucht das Wetter, weit draußen in der Nordsee, und ringsherum nichts als die endlose Fläche des Meeres. Da und dort einige Wellenkämme, weithin sichtbar durch ihren hochaufspritzenden, weißen Gischt. Das war die einzige Abwechslung für das Brückenpersonal und die Kriegswachen der beiden in rasender Fahrt nordwärts strebenden Kreuzer, deren Aufgabe darin bestand, den Handelsverkehr zwischen Norwegen und England zu stören. Das Wetter wird schlechter; ein unangenehmer „Südwest“ kommt auf, der an Stärke schnell zunimmt. Mächtige Brecher strömen über die Back, und die Spritzer fliegen hoch hinauf bis über die Kommandobrücke. Dort stehen, mit scharfen Doppelgläsern bewaffnet, Kommandant und Offiziere und halten Ausschau nach dem Feind. Die Gesichter triefen vor Nässe, und die Augen brennen vom Salzwasser. Ölzeug und Regenmäntel schützen längst nicht mehr vor den schweren Brechern. Zeitig schon setzt die Dämmerung ein und mahnt zu größter Vorsicht gegen etwaige Unterseebootangriffe; doch schützt hiergegen wenigstens etwas die immer gröber werdende See, die sich allmählich zum Sturm steigert. Wie Spielzeuge werden die beiden Kreuzer von den hohen Wellen hin und her geworfen, aber immer weiter geht die Fahrt im gleichen Tempo, immer nordwärts.



Dort stehen, mit scharfen Doppelgläsern bewaffnet, Kommandant und Offiziere und halten Ausschau nach dem Feind

Empfindlich kalt wird die Nacht, das geht einem durch bis auf die Knochen. Die Ausguckposten fröstеln, und auch die Wachen an den Geschützen schütteln sich vor Kälte trotz ihrer dicken Wachmäntel. Nur unten im Schiff frieren sie nicht, da arbeiten, triefend von Schweiß vor den Feuern stehend, die Heizer und das sonstige Maschinenpersonal.

Träge schleicht die Nacht dahin. Da plötzlich — gegen 7 Uhr früh — tönt aus dem Vormars (dem Ausguck an dem vorderen Mast) der Ruf: „Etwa 30 Grad — in weiter Entfernung — Rauchwolken!“ Alles ist wie elektrisiert, und in wenigen Sekunden schon hat das ganze Schiff Kenntnis von der Meldung. Sofort wird sie an das Schwesterschiff weitergegeben.

„Alarm! — Endlich! — Und dieses Mal scheint es ernst zu werden: „Ruder hart steuerbord — Maschinen dreimal äußerste Kraft voraus!“ — hallt das Kommando. Näher und näher geht es 'ran an den Feind. Bald schon kann man deutlich ausmachen, was man eigentlich vor sich hat. Es ist ein Geleitzug von zehn Dampfern, die in Kiellinie fahren, also einer hinter dem anderen. Gesichert sind die Dampfer zu beiden Seiten von je einem größeren Bedeckungsfahrzeug. Außerdem fährt vorneweg ein Fahrzeug, das vermutlich ein großer englischer Zerstörer modernster Bauart ist.

„Geschütze — Achtung! — 60 Grad auf den vordersten Zerstörer — vierzighundert — Salve — Feuer!“ — —“ Rrrrums.... Atemlose Spannung! — Da — die ersten Einschläge — etwas zu kurz . . . „42hundert (Meter) — Salve — Feuern!“ — Dieselbe Spannung. — — Doch diese Salve — „saß“ —, drüben beim Feind fliegen die Fetzen. Mast und Brücke stürzen beim Führerzerstörer — wie man nachher erfährt, der „Mary Rose“ — über Bord, zwei weitere Salven sitzen ebenfalls mitten drin im Ziel, und schon beginnt das erste Bedeckungsfahrzeug abzusinken — liegt lichterloh brennend still. — Da feuert auch einer der Dampfer, die sämtlich natürlich ebenfalls bewaffnet sind. Aber mit einer Riesendetonation quittiert er sein Unterfangen, legt sich auf die Seite und sinkt ebenfalls weg. — Und nun noch einige weitere gut sitzende Lagen in die Wasserlinie der „geleiteten“ Handelsschiffe — fünf Norweger, zwei Schweden, zwei Dänen und ein Belgier mit einer Gesamttonnage von rund 11 000 Tonnen — und aus ist es mit der Hoffnung, durchzubrechen und Albion mit frischer Bannware — Erze, Lebensmittel usw. — zu versehen . . .



. . . doch diese Salve „saß“ — drüben beim Feind flogen die Fetzen
Zwei weitere Salven sitzen ebenfalls mittendrin im Ziel,
und schon liegt das erste Bedeckungsschiff, lichterloh brennend, still

Überall sind, so schnell es ging, die Boote zu Wasser gelassen worden und schwimmen die Dampferbesatzungen, die auf die ersten Salven hin schon nur an ihre Rettung gedacht, jedoch nicht allzuviel an Widerstand, in der eiskalten, stürmischen See herum — da — aus ziemlich weiter Entfernung noch — das Morsen eines Scheinwerfers! — Wer morst da plötzlich — und vor allem: was wird da signalisiert?? —

Zeichnungen: Roederer

Die hohe Fahrt des Schiffes zeigt bald, daß da ein zweiter Zerstörer heranprescht, der zweifellos aber die beiden neuen deutschen Kreuzer für Engländer hält und wissen will, was da los ist.

Aber schon dreht die „Bremse“ ab und auf den Feind zu — die „Strongbow“, ein Boot von gleich moderner Bauart und Bewaffnung wie die „Mary Rose“, 1916 erbaut und von 1000 Tonnen Wasserverdrängung. — Der Brite erkennt jetzt seinen Irrtum — dreht ab und versucht unter Hergabe aller seiner Maschinenkraft zu entkommen. Doch zu spät! — Auch die „Bremse“ holt aus ihren Maschinen heraus, was sie kann — und während rasender Fahrt kracht die erste Salve — Treffer! — Explosion!! — — Trotzdem aber läuft die „Strongbow“ noch mit großer Geschwindigkeit, wenn auch mit schwerer Schlagseite. — Plötzlich kurz hintereinander noch mehrere Explosionen auf das Feuer der „Bremse“ in — und jetzt — liegt der Zerstörer still... Noch schwimmt er zwar — da — noch eine Salve — und auch dieser Kämpe sinkt ab. — 88 Offiziere und Mannschaften der „Mary Rose“ und 47 der „Strongbow“ sanken damit in die Fluten, nachdem ein Rettungsversuch bei dem ersteren Boot hatte aufgegeben werden müssen, weil das Boot auf die zur Rettung herankommenden Deutschen hinterhältig noch zwei Torpedos lanzierte, die gottlob aber vorbeisegten. —

Nach einundeinhalb Stunden war der ganze Spuk vorbei, war ganze Arbeit geleistet! — Und auch der unangenehme „Südwest“ war abgeflaut, so daß herannahende britische Unterseeboote die in den Beibooten treibenden Besatzungen der Schiffe in Schlepp nehmen konnten. — —

Ein neues Suchen nach Beute begann, und schließlich gelang auch nach längerer glücklicher und noch weiter erfolgreicher Kreuzfahrt der Durchbruch in die Heimat, obwohl eine ganze Meute schnellster Kreuzer und Zerstörer des Feindes die größten Anstrengungen machte, die beiden Schiffe zu stellen. Keiner der beiden deutschen Kreuzer aber hatte hier und auch bei den späteren Zusammenstößen trotz schweren Gegenfeuers auch nur die kleinste Schramme davongetragen, und auch kein Menschenleben war verloren gegangen! —

Unbesiegt fanden auch diese beiden Kreuzer, die, unter schneidigster Führung und mit begeisterter Mannschaft besetzt, noch so manche Heldentat in Nord- und Ostsee vollbrachten, ihr Heldengrab durch die vom Admiral v. Reuter am 21. Juni 1919 vor Scapa Flow befohlene Versenkung der dem Feindbund auf Grund des Versailler Diktats ausgelieferten und von den Engländern dort internierten deutschen Flotte, bis deutscher Wille ein neues Kriegsschiff gleichen Namens auferstehen ließ — das seit dem Jahre 1932 im Dienst befindliche Artillerie-Schulschiff „Bremse“, das erste mit Dieselmotoren ausgestattete Kriegsfahrzeug der deutschen Kriegsmarine, dem als Schwesterschiff im Herbst dieses Jahres auch ein neuer „Brummer“ folgen wird, vorgesehen ebenfalls für einen Spezialzweck. —

Die Fahne der Einundsechziger

Vor Dijon war's — doch eh' ich's euch erzähle,
Knüpf einer noch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So! — so! — nun euer Herz sich stähle!
Vor Dijon war's; die Päsße der Vogesen
Bedrohte Garibaldis bunte Schar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hartbedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
Hielt Werder gegen Übermacht schon stand
Bei Mömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgotts schwankte schier die Waage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch, das zweite Korps
Und auch das siebente ging vor
Von Orleans auf hartgefrornen Wegen.

In Dijon wußten wir den alten Recken
Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit seinen fünfzigtausend Mann,
Den Flankenmarsch der Korps zu decken.
Der Alte von Caprera ließ sich blenden,
Hielt die Brigade für die ganze Macht,
Und nachmittags begann die Schlacht,
Die ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
Des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,
Wir also vor! und grade recht,
Mit Hurra! nahmen wir die Hügel.
Dem Feinde auf der Ferse ging's verwegen
Bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein,
Hier aber aus der Häuser Reih'n
Kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bajonett genommen,
Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln, durch die steile Schlucht
Gedeckt, notdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Festung auf uns Feuer spie,
„Vorwärts! die fünfte Kompagnie,
Zum Sturm auf die Fabrik, und keiner wanke!“

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
Es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,
Und wie er seine Reihen sät,
Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet,
„Mir nach!“ so ruft er und stürmt kühn voraus,
Doch aus dem unglücksel'gen Haus
Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbst blutend, springt der Adjutant vom Pferde,
Erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor, —
Da deckt sein Auge dunkler Flor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

Was fällt, das fällt! Vorwärts, durch Tod und Flammen,
Zwei brave Musketiere greifen zu,
Der eine stürzt: „Versuch es du!“
Doch auch der andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen,
Ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
Das schlägt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus,
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!“
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
Und — kommt nicht wieder, alle blieben tot,
Uns bebt das Herz, allmächt'ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

„Freiwill'ge vor!“ Da blieb nicht einer stehen,
Der noch sein heiß Gewehr in Händen hielt,
Und sechs, die um das Los gespielt,
Sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg, — die Fahne bracht er nicht,
Und keiner, keiner seinen Tränen wehrte. —

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne, fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Wir Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Julius Wolff.



Schwälmer Männerhemd mit prachtvoller Weißstickerei



Brauthandtuch aus Bardowick mit dem Brautpaar, der Weltesche und verstreuten Sonnenrädern

Aufn.: Deutsches Ahnenerbe

Nordische Zeichen
auf bäuerlichen Handarbeiten

Im Hessenland gibt es größere Gebiete, deren Bewohner noch treu an den alten Trachten und an den schönen alten deutschen Bräuchen hängen. Wunderbare Stickereien haben die Bauern und Bäuerinnen an ihrer Wäsche und an ihren Gewändern. Wenn man so eine alte Schwälmer Bäuerin nach ihren Leinenschätzen fragt, so öffnet sie mit einem beinahe feierlichen Gesicht den buntbemalten mächtigen Bauernschrank und die geschnitzte Truhe mit dem handgeschmiedeten alten Schloß, das ein Kunstwerk für sich darstellt. Vor unseren Augen breiten sich farbenprächtige Stickereien aus; Hemden, Tücher, Hauben, Bänder, Mieder sind mit Ornamenten und Namenszügen bedeckt, und zwar sind Metall- und Seidenfäden zu den Stickereien verwendet. In einem großen Teil von ihnen birgt sich uralter Sinn.

Zu den Prunkstücken des Hauses gehört das hochgetürmte Himmelbett. Während der Festtage sind die Extrabezüge und Laken aus selbstgesponnenem Leinen aufgelegt. An ihnen kann man außer der sonstigen reichen Stickerei noch etwas Besonderes bewundern: jedes Stück trägt eine „Krone", die wappenähnlich in einer Ecke sitzt. Sie besteht aus einer halbkreisförmigen schwarzen Stickerei, die sich in verschiedenen Mustern und in verschiedener Ausführung auf jedem Wäschestück wiederholt. Meist steht zu beiden Seiten oder darunter die Jahreszahl und der Name der Eigentümerin. Wenn auf einem Bauernhof jemand stirbt, so werden die Kronen zum Zeichen der Trauer verdeckt.

Der Ursprung dieser eigenartigen Stickerei wird verschieden erklärt. Man sagt, der Halbkreis, den die Krone darstellt, bedeute die aufgehende Sonne. Die Sonne, das Licht, ist eines der großen Symbole der nordischen Menschen gewesen. Im hohen Norden ist die Sonne im Winter viele Monate lang überhaupt nicht zu sehen. Wenn sie dann am Horizont wieder emportaucht, so wird sie als die ewige Lebensspenderin mit Freuden von den Menschen begrüßt. Die junge Braut bestickt nun ihre Wäscheausstattung mit dem Zeichen der aufgehenden Sonne, weil mit der Ehe für sie ein neues Leben beginnen soll. Es gibt auch eine andere Deutung. Die Stickerei ist eine Nachbildung der Weltesche, die ihre Zweige im Halbkreis über die Erde breitet. Sie beschützt auch die beiden Vögel, die ja häufig in das Muster eingestickt sind. Das können sehr wohl die heiligen Raben des Göttervaters sein. Welche der Deutungen genau zutrifft, das läßt sich heute nicht mehr sagen; gewiß aber ist, daß sich in diesen Stickereien Erinnerungen an die Kultur und den Glauben unserer germanischen Vorfahren erhalten haben. Häufig kehren der Sechsstern und der Achtstern wieder. Sie sind nicht etwa eine Nachbildung der Blumen aus dem bäuerlichen Garten, vielmehr stammen sie ebenfalls aus germanischer Zeit. Es sind Darstellungen eines der bedeutendsten germanischen Symbole, nämlich des Sonnenrades, auf das ja auch das Hakenkreuz zurückzuführen ist. Häufig findet sich auf den Stickereien auch ein Herz, aus dem ein Lebensbaum emporwächst. An seinen Zweigen hängen die Symbole des Sonnenrades, der Sechsstern und Achtstern.

In Bardowick in der Lünburger Heide gibt es ein Brauthandtuch mit Fileteinsatz, das ihr auf dieser Seite abgebildet seht. Da steht das Brautpaar mit erhobenen dreiteiligen Runenhänden, feierlich, als ob es ein Gelübde spräche. Zwischen dem Paar steht ein Baum, die Weltesche, ein urgermanisches Symbol. Hier ist der Baum dargestellt mit den Zeichen der Sonne und der Hagalrune. Überall sind Sonnenräder über die Stickerei verstreut.

So haben sich in den Stickereien der deutschen Bauern germanische Symbole bis auf den heutigen Tag erhalten. Wenn man die jungen Frauen und Mädchen fragt, warum sie diese Zeichen sticken, so können sie eine Erklärung dafür nicht geben. Das Wissen um diese heiligen Zeichen ist im Laufe der vielen Jahrhunderte verloren gegangen; nur sagt ihnen eine innere Stimme, daß ihr Geschick mit diesen Zeichen irgendwie verbunden ist; darum sehen sie in ihnen etwas Geweihtes, etwas Heiliges.

Himmelbett aus der Schwalm mit reicher Weißstickerei und schwarzen, wappenähnlichen Kronen

Aufnahmen: Hans Retzlaff

Sturm am Deich

Der Rundfunk meldete am Abend aufkommende Winde aus Nordwest und wahrscheinliches Steigen des Wassers über mittleres Hochwasser. Im Tagesraum des Lagers „Schlickbüll" hörte man kaum auf den Ansager, nur der Lagerführer, der wie ein Vater für das Wohl und Wehe seiner Kameraden sorgte, horchte auf.

Wenn der Wind übernormal stark auftrat, konnte er an den Arbeiten beträchtlichen Schaden anrichten. In der Nacht holte der Wind nicht wesentlich auf, und als am Sonntagmorgen die Flaggenparade war, da zerrte er wohl in unregelmäßigen Böen das Fahnentuch, aber über Windstärke 4 kam er nicht. Bis mittags blieb es so, aber dann blies er mehr aus dem Südwesten, wurde auffallend bögig und brachte aus dem Wetterloch große zerrissene Wolkenballen heran. Der Lagerführer hatte sich gegen 4 Uhr die Mütze in die Stirn gedrückt und war mit ein paar Sätzen auf den Deich geeilt. Der Wind hatte an Stärke zugenommen; grau war der westliche Himmel; zerrissene Wolkenfetzen jagten vom Meer herauf. Vor dem Deich, in etwa zwei bis drei Kilometer Breite, erstreckte sich das dem Meer entrissene Land. Scharf hoben sich die Buschlahnungen ab. Auf den unzähligen kleinen Grüppenfeldern, die von schnurgeraden Gräben umzogen waren, wuchs üppig der Queller. Es schien so, als ob eine große grüne Wiese sich vom Deich bis zum Meere ausdehnte. Mit der zunehmenden Flut füllten sich die Gräben langsam, dann immer schneller. Man merkte, daß der heulende Südwest der Flut im Nacken saß. Zwei bis drei Arbeitsdienstkameraden hatten sich jetzt zum Lagerführer gesellt. Seit sie im Lager „Schlickbüll" waren, hatten sie noch nicht einen derartigen Sturm miterlebt.

Die Flut überspülte jetzt mit schäumenden Wellen die erste Lahnung — schwere Brecher wälzten sich schnell über die äußeren Grüppenfelder — neue Fluten drängten nach — alles war in Bewegung — das Heulen des Windes vermischte sich mit dem dumpfen Rollen der sturmgepeitschten Flut. Nach und nach hatte sich die ganze Belegschaft auf dem Deich versammelt. Man konnte sich kaum auf den Beinen halten. Voll gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten alle das gigantische Schauspiel — keiner wagte ein Wort zu sagen. Um fünf Uhr schien sich der Sturm zum Orkan zu erheben. Weißschäumende Wellen tanzten bis zu den Füßen des Deiches und leckten gierig an ihm empor.

Die erste Frage tat ein kleiner Binnenländer. Er schrie dem Lagerführer ins Ohr: „Wird sie über den Deich kommen?" Ein Lächeln huschte über das gebräunte Gesicht des Führers, da hielt er die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund und rief: „Der Damm ist stark und hoch, den kriegt sie nicht unter!"

Eine Weile sahen die Jungen in das Toben der Elemente. Das Meer hatte Pfähle und Reisig angeschwemmt und warf es im lustigen Spiel gegen den Deichhang.

Da rief einer plötzlich — es klang fast wie ein Schrei: „Nun zerstört sie unsere Arbeit!"



Der Arbeitsdienst schafft Neuland.
An der schleswig-holsteinischen Nordseeküste unweit der kleinen Stadt Marne wurde kürzlich der Adolf-Hitler-Koog eingeweiht. Durch Deichbauten sind hier 5200 Morgen Land dem Meere abgerungen. 61 neue Bauern-Erbhöfe sind entstanden, 32 Arbeiter- und Handwerkersiedler seßhaft gemacht worden. In 10 Jahren werden hier im ganzen 40 000 Morgen Neuland geschaffen sein. Das ist eins der größten Friedenswerke des Führers.

Alle hatten seit Stunden denselben Gedanken gehabt, keiner hatte es auszusprechen gewagt. In mühevoller Arbeit hatten sie gemeinsam monatelang dem Meer das Land abgerungen, und nun war alles dahin. Wieviel Schweiß und wieviel Stolz steckte in dieser Gemeinschaftsarbeit! Um sechs Uhr gingen die letzten zurück ins Lager. Der Führer hatte ihnen erklärt, daß wohl der angerichtete Schaden nicht so groß sei, als sie vermuteten, da die Wellen auf dem erhöhten Land nicht ihre ganze Kraft entfalten konnten. Nun sei das Schlimmste vorüber, die Flut hätte den Höhepunkt überschritten.

Am Fenster der Truppstube zwei standen mehrere Kameraden zusammen und unterhielten sich. Der blonde Friese mit den stahlblauen Augen hob jetzt die Hand und zeigte seewärts: „Dort draußen zwischen Sylt und Föhr war einst Festland; meine Vorfahren saßen dort. Unsere Familienchronik berichtet, daß in einer Sturmnacht alles Land vom Meer verschlungen wurde. Einer meiner Vorfahren rettete sich, er war aber bettelarm geworden. Draußen bei Niebüll baute er sich eine kleine Kate wieder auf, in der heute noch seine Nachfahren sitzen. Damals schrieb er in die Chronik ein: Das Land muß wiedergewonnen werden — kann ich es nicht mehr, so sollen es meine Enkel tun!"

Eine Weile herrschte Stille, dann sagte langsam und bedächtig einer seiner Kameraden: „Vielleicht werden wir es schaffen — die Jungen des neuen Reichs!"

Karl Weise, Feldmeister im NS.-Arbeitsdienst.

Aufnahmen: Bittner, Scherl



Diese glückstrahlenden Mädels von der schleswig-holsteinischen Nordseeküste dürfen den Führer bei der Einweihung des Adolf-Hitler-Kooges begrüßen



Bild 1
Der Angreifer faßt nach dem Hals

Selbstverteidigung

Von Jiu-Jitsu-Altmeister Erich Rahn

Wir beginnen in diesem Heft einen Selbstverteidigungslehrgang für Knaben und Mädchen. In jeder Nummer wird ein Selbstverteidigungsgriff gelehrt. Aus den Bildern seht ihr genau, wie es gemacht wird.

Die Selbstverteidigungskunst, die vielfach mit dem japanischen Wort „Jiu-Jitsu" bezeichnet wird, gab es bei unseren Vorfahren schon im 16. und 17. Jahrhundert. Damals nannte man diese sportliche Übung „Raufkunst". Selbstverteidigungsgriffe sind so alt wie die Menschheit. Eine ganz besondere Pflege hat diese Sportart bei den Japanern erfahren. Sie sind Meister der Selbstverteidigung, die sie Jiu-Jitsu nennen. Eine japanische Sage berichtet, daß ein Japaner beobachtete, wie die mächtige Eiche trotz ihrer Kraft von der Gewalt eines Sturmes entwurzelt wurde, während die schlanke und biegsame Weide sich mit dem Winde neigte und erhalten blieb. Das soll den Japaner auf den Gedanken gebracht haben, unter Anwendung derselben Methode ein Selbstverteidigungssystem zu erfinden. — Was ist nun Jiu-Jitsu? Kurz gesagt, eine Reihe von Kunstgriffen, mit denen jeder Mensch in der Lage ist, einen überlegenen Gegner, selbst wenn er bewaffnet ist, kampfunfähig zu machen. Die Griffe selbst beruhen auf einer geschickten Anwendung der Hebelwirkung oder darauf, daß wir empfindliche Stellen des menschlichen Körpers zu treffen verstehen. Ferner benutzen wir die Kraft des Gegners zu unserem eigenen Vorteil. Wir setzen ihm z. B. Widerstand entgegen: wenn er sich dann mit seinem Körpergewicht auf uns stürzt, weichen wir geschickt aus, und er kommt zu Fall. Versucht einmal, diesen Trick in folgender Weise anzuwenden. Ihr drückt einem viel schwereren und stärkeren Gegner die flache Hand mit aller Kraft auf die Brust; der Gegner legt sich nun mit einer gewissen Wucht dagegen, plötzlich laßt ihr los, springt beiseite, und die Wucht des Körpers, die der Gegner anwendete, bringt ihn nun selbst zu Fall. Nun wollen wir die angegebenen Regeln über die Selbstverteidigung an einem Beispiel genau kennenlernen, nämlich am Halsangriff.

Der Hals war immer einer der beliebtesten und gefährlichsten Angriffspunkte am menschlichen Körper. Durch einen leichten Druck auf den Hals kann man besinnungslos werden und ist dann vollkommen dem Angreifer ausgeliefert. Wer sich vor solchen Angriffen schützen will, muß lernen, sich richtig zu verhalten; auch muß er durch fleißiges Üben den Hals so kräftigen, daß er nach und nach auch den festesten Druck aushalten kann. Übungen, die diesem Zweck dienen, können jedoch nur unter Aufsicht eines fachkundigen Lehrers vorgenommen werden, da durch unrichtige Übungsgriffe leicht Schaden angerichtet werden kann. Es liegt gerade bei den Selbstverteidigungsgriffen eine große Gefahr darin, daß man entweder übertreibt oder die Übung schon sofort vollständig ausführen will. Davor sei hier gewarnt. Überhaupt muß jede Jiu-Jitsu-Übung langsam und vernünftig durchgeführt werden. Nur wer gleichmäßig, häufig und genau übt, hat davon einen Gewinn. Heute zeige ich euch die Abwehr eines Halsangriffes.

Auf Bild 1 seht ihr, wie der Angreifer mit beiden Händen den Hals des anderen umfaßt hat. Der Angegriffene spannt nun, wie ich euch schon beschrieben hatte, die Halsmuskeln fest an. Dann hebt er, wie auf Bild 2 zu sehen ist, beide Arme über den Kopf. Mit der rechten Hand umfaßt er sein eigenes linkes Handgelenk, stemmt sich fest gegen den Angreifer, um ihn zum Gegendruck zu zwingen. An seinem freudigen Gesichtsausdruck kann man schon erkennen, daß er seiner Sache gewiß ist.

Jetzt folgt auf Bild 3 eine schnelle Verbeugung des Angegriffenen, wobei er mit den Armen einen scharfen Schlag auf die Unterarme des Angreifers führt.

Auf Bild 4 ist nun ganz klar zu erkennen, wie der Angreifer durch den Gegendruck aus dem Gleichgewicht gebracht wird und zu Boden stürzt.



Bild 2
Der Angegriffene hebt beide Arme



Bild 3
Ein scharfer Schlag auf die Unterarme des Angreifers



Bild 4
Der Angreifer stürzt zu Boden

Aufnahmen: Barbara Lübcke

Fähnlein=führer Dieter


Landjahrjungen holen sich beim Kirchenältesten in Löwenberg Auskunft und Rat für ihre Ahnentafel Aufn. Meitke

Der Meinhardshof gehörte, soweit die ältesten Leute im Dorfe sich erinnern konnten, den Meinhards. Sie besaßen zwar nicht mehr Land als die anderen Bauern, trotzdem war etwas Besonderes mit ihnen. Fünf Kinder hatte der Meinhardsbauer; der Älteste war bald vierzehn, dann kam ein Mädchen von zwölf, dann wieder zwei Buben und dann das Kleinste, das eben in die Schule ging.

Alle Leute im Dorfe sagten, der Älteste, der Dieter, der käme ganz auf den Großvater heraus. Überhaupt der Großvater! Einen halben Kopf größer war er als alle anderen. Schultern wie ein Riese und einen mächtigen Schädel mit scharfem Kinn und Hakennase. Freundliche Augen schauten aus dem harten Gesicht. Nur wenn den Alten der Grimm packte, dann lohte es in den Augen, daß man sich schier vor ihm fürchten konnte.

So einer war nun auch der Dieter. Als ein Fähnleinführer bestimmt werden mußte, sagten alle Jungen: „Das kann nur der Dieter sein!" Jeden Samstag und Sonntag zog er mit seinem Fähnlein los. Das war ein Fähnlein! Lauter echte Jungen; die hielten schon immer zusammen, aber seit der Dieter sie führte, da waren sie wie eine verschworene Gemeinschaft.

Nur ein einziger Bub aus dem Dorf tat nicht immer so aus vollem Herzen mit; zuweilen stand er mit lauernden, eifersüchtigen Augen abseits. Das war der Peter Scheihe, der Fleischerssohn. Ein schmächtiger, blasser Junge mit dunklem Haar und braunen Augen. Wenn's mal im Geländelauf über Hecken, Gräben und Zäune ging, dann fand er immer eine Lücke im Zaun, durch die er schlüpfen, eine enge Stelle am Graben, die er leicht bezwingen konnte. Zwar war er dann meist der letzte, aber er hatte auch keine zerrissenen Hände oder zerschundenen Knie. Niemals gab er etwas von seinem Brote ab, und wenn er irgendwo helfen sollte, dann schalt er meist.

Der Dieter sah sich das einige Zeit mit an, dann rief er nach einem Ausmarsch den Peter vor die Front:

„Ich muß dir vor allen Jungen sagen, daß du ein schlechter Kamerad bist. Warum, das weißt du allein. Wenn du dich in drei Monaten nicht gebessert hast, schließe ich dich aus der Kameradschaft aus!"

Der Peter zuckte nicht mit der Wimper; aber als er wieder ins Glied getreten war, sah er mit gehässigen, verkniffenen Augen zu Dieter hinüber.

Einige Tage später kam es dem Dieter etwas merkwürdig vor, wie die großen Mädchen aus der obersten Klasse sich nach ihm umsahen, lachten und miteinander tuschelten. In der Pause kam die kleine Schwester aufgeregt über den Spielplatz gelaufen:

„Dieter, die Großen sagen, du hättest eine Judennase, und der Opa auch, und du dürftest gar nicht Fähnleinführer sein, weil du keinen arischen Stammbaum hättest; da wären Juden dazwischen!" — „Wer hat das gesagt?" Dieter packte seine Schwester am Arm. — „Alle sagen es, auch die Jungen in deiner Klasse." Langsam schob Dieter beide Fäuste in die Taschen und sagte: „Kümmere dich nicht darum. Ich werde beweisen, daß es Lüge ist!"

In den nächsten Wochen war eine Unruhe unter den Jungen. Und merkwürdig war es auch, wie der Peter sich geändert hatte. Er war der beste Kamerad, brachte einem ärmeren Jungen, dem Rolf Deiters, zuweilen ein großes Frühstücksbrot mit. Der Rolf war ein ziemlich roher Patron; bei den Fahrten hatte Dieter ihn zuweilen grob anpacken müssen. Nun ging es bald gar nicht mehr mit ihm. Bei jeder Fahrt redete er dem Dieter dazwischen. Wenn etwas befohlen wurde, fing er an zu murren. Nie gab Dieter nach; immer ließ er es hart gegen hart gehen.

Eines Tages wunderte sich der Lehrer, daß während der großen Pause keines der Kinder auf dem Schulhof spielte. Vorsichtig öffnete er ein wenig die Tür zum großen Klassenzimmer, da war die ganze Schule vollzählig versammelt. Auf dem Katheder stand der Dieter und sagte eben: „Es geht allerhand Gerede um. Ich soll von Juden abstammen und dergleichen mehr. Wenn nun aber jemand sagt, daß ihr alle nicht arisch seid und daß ihr alle Juden in eurem Stammbaum habt . . ."

Ein Sturm erhob sich in der Klasse: „Das ist nicht wahr! — Er lügt!" Dieter hob die Hand, gebot mit einer harten Geste Ruhe. „Wie wollt ihr denn beweisen, daß es nicht wahr ist?" Da wurde es mäuschenstill. Dieter fuhr fort: „Jeder von euch wird jetzt einen Stammbaum aufstellen. Unsere Kirchenbücher reichen bis zum Dreißigjährigen Krieg, und der Kirchenälteste hat mir versprochen, daß er jedem helfen will."

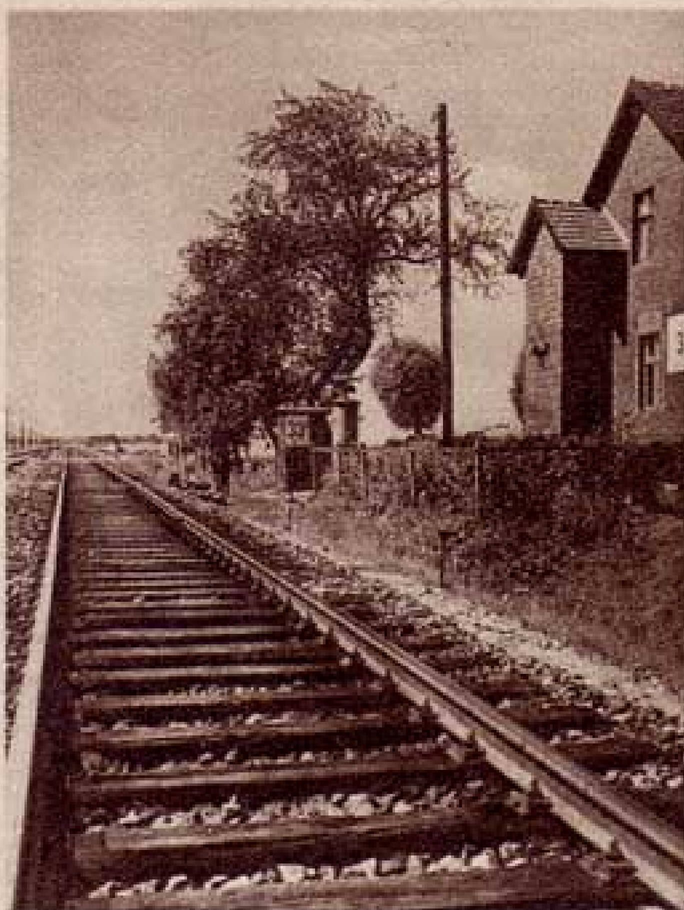
War das ein Wesen im Dorfe, ein Umfragen von Nachbar zu Nachbar; denn als die Kinder kaum mit ihrer Ahnentafel angefangen hatten, da waren auch schon die Alten mit dazwischen, und was der eine nicht wußte, das wußte der andere. Aller alte Streit, wie er wohl zwischen den Bauernfamilien von Jahr zu Jahr sich fortschleppte, der war nun vergessen.

An einem Abend kam Dieter mit hartem Schritt ins Heim, grüßte, ging geradewegs auf den Peter Scheihe zu, packte ihn auf der Brust und zog ihn nach vorn: „Du bist ein Lump und ein Schweinehund und außerdem gehörst du nicht zu uns, weil du anderen Blutes bist!" Weit riß der Dieter die Tür auf und stieß mit seinen starken Armen den Peter hinaus. Wortlos stand das ganze Fähnlein, erschüttert von einem Ereignis, und doch atmeten alle auf: Der Dieter hatte mal wieder reine Luft gemacht. Nun wandte er sich wieder an seine Kameraden. „Morgen früh nach dem Gottesdienst tritt das Fähnlein auf dem Kirchplatz an, da erfahrt ihr mehr."

Wie bei einem Thing standen am anderen Tage die Bauern des Dorfes nach dem Gottesdienst auf dem weiten Gemeindeplatz bei der Kirche. Das Fähnlein war angetreten. Gemessenen Schrittes kam der alte Meinhardsbauer, der Ahn, über den Platz, legte die alten Kirchenbücher der Gemeinde vor sich auf einen Stein und begann zu erzählen vom Schicksal des Dorfes, und wie sie alle untereinander arischen Blutes und germanischer Herkunft seien; das gehe aus den Kirchenbüchern einwandfrei hervor. Einmal sei dann vor Generationen ein Fremdrassiger zugewandert, ein Jude, der die Bauern mit hohem Wechselzins schröpfte, ihre Höfe unter den Hammer brachte und Uneinigkeit unter sie trug. Immer sei er von den Meinhards bekämpft worden, Sippe um Sippe, und das gehe bis zum heutigen Tage, denn der Peter Scheihe, ob er wie schon sein Vater und Großvater getauft sei, so sei er doch dem Blute nach ein Fremdrassiger, ein Jude. Das müsse er sagen, um der Ehre aller seiner Nachbarn willen. Was sie aber tun sollten, das sei die Sache jedes einzelnen und sei die Sache seines Blutes und seiner Ehre. Er, der Meinhardtsbauer habe jedenfalls nie mit einem Juden etwas zu schaffen.



Vom Stellwerk aus
hält der Bahnwärter Ausschau . . .



Noch ist auf dem endlosen Schienenwege
nichts vom Zuge zu sehen . . .



Endlich taucht er in weiter Ferne auf;
die Schranken werden herabgelassen

Einkehr beim Bahnwärter

Aufnahmen: Dr. Gewande



Nun braust der Zug heran. Vor seinem Häuschen steht der Bahnwärter mit geschulterter Signalfahne und läßt das fauchende Ungetüm vorüberbrausen

Heute kehren wir einmal bei einem pommerschen Bahnwärter ein und lassen uns von seinem Leben erzählen!

Um zu ihm zu gelangen, benutzen wir den gemütlichen Bummelzug und steigen auf einer ganz kleinen Station aus, von wo wir über Wiesengrün und durch bruchigen Wald länger als eine halbe Stunde immer an der Strecke entlangwandern. Dann taucht das erwartete Häuschen mit seinen altersgeschwärzten Backsteinmauern vor uns auf. Im Obstgarten zur Seite reifen die rotbackigen Äpfel. Da können wir der Lockung nicht widerstehen und holen uns den schönsten, um ihn zu kosten. Der Bahnwärter, ein älterer Mann, hat uns noch nicht gesehen. Darum können wir ihn ungestört belauschen. Er steht gerade vor dem kleinen Holzverschlag, der ihn im Sommer vor den heißen Strahlen der Sonne und im Winter vor dem kalten Nordwinde schützt. In seiner Hand hält er einen Holzknüttel, um den sich ein rotes Fahnentuch schlingt, und ein Signalhorn aus Messing. Rattern dringt aus der Ferne, und plötzlich stürmt ein D-Zug heran. Die Maschine faucht wie ein wildes Panthertier, die Schienen klirren — und schon ist der Spuk vorüber! Da müssen die beiden Schranken, die etwa zweihundert Meter vom Hause entfernt nach links und rechts die Straßen sichern, hochgedreht werden. Hinten wartet bereits ein Auto darauf, daß ihm die Chaussee freigegeben wird, und hier kommt ein Bauernwagen aus dem Dorfe heran. Aber schon wieder ertönt die Glocke und meldet, daß aus der entgegengesetzten Richtung ein Güterzug kommen wird. Nun, noch ist er weder zu sehen noch zu hören: wir können den Bahnwärter begrüßen.

Leicht scheint uns sein Dienst auf den ersten Blick; aber bald erkennen wir, daß wir uns doch getäuscht haben. Solange

Sommertag und Sonne währen, ist es ja ganz gemütlich Bahnwärter zu sein; wenn aber im Herbst die milchigen Nebel steigen und die zweigleisige Strecke einhüllen, wenn im November die Regenschauer herniederprasseln und im Winter das Eis die hölzernen Bohlen dick überzieht und der Schnee solange in Flocken fällt, bis er Äcker und Felder, Strecke und Straßen fast unkenntlich gemacht hat, dann wird die Arbeit schwer. Dann merkt man erst so recht eigentlich, wie verantwortungsvoll der Dienst dieses Mannes ist, der doch nur ein ganz kleines Rad in der großen Maschine ist, die Deutschland heißt. Von seiner Wachsamkeit hängt immer und immer wieder das Leben vieler Volksgenossen ab, die sich auf seine Treue verlassen. Niemals darf, auch in der längsten Nacht nicht, der Schlaf ihn überfallen. Von dem Vorbau seines Häuschens spähen seine scharfen Augen durch das Fenster nach links und nach rechts über die dunklen Gleise, und kein verdächtiges Geräusch entgeht seinem Ohre.

Nicht aber ist der Bahnwärter nur ein Arbeiter im Dienste der Eisenbahn. In seinen Adern rumort das alte Bauernblut, denn aus Bauerngeschlecht ist er hervorgegangen. Da kann es ihm nicht genügen, nur seinem Dienste nachzugehen. Schon konnten wir ja seinen Obstgarten bewundern, der voll hängt von Birnen, Äpfeln und Pflaumen. Kommt man aber erst hinter das Haus, dann glaubt man sich auf einen großen Bauernhof versetzt. Da grunzen ein paar Schweine und wollen gefüttert werden, und mit heller Stimme meckern die Ziegen dazwischen. Zwei Böcklein springen munter im Hofe umher und meinen, die Blumen, die wir der Bahnwärtersfrau mitgebracht haben, seien für sie zum Fressen da. Neugierig schauen Kaninchen aus ihrem Lattenkäfig, aus der tiefsten Tiefe blöken die beiden braunen Schafe, und mißtrauisch umschnattern uns die weißen Gänse, die sich am Brunnen niedergelassen hatten.



Der Bahnwärter ist zugleich Siedler und Kleintierzüchter. Seine kleine Landwirtschaft macht ihm viel Freude

Ein Bretterzaun schließt den Hof mit seinen Ställen und Schuppen gegen die Außenwelt ab. Jenseits desselben liegen Felder, auf denen sich noch im Hochsommer das Korn im Winde wiegte. Nun laufen Hühner über die Stoppeln. Das alles ist Land, das der Bahnwärter unter den Pflug genommen hat. Hier hat er Roggen angepflanzt und dort, ganz dicht an der Strecke, hat der Hafer gestanden. Aus dem Roggen ist in der Mühle der nächsten kleinen Stadt Mehl geworden; die Kleie soll für die Schweine sein, und für den Hafer sind Hühner und Kaninchen gute Abnehmer. Das Stroh dient als Schütte für die Ställe, und im nächsten Jahre, wenn die Dunggrube geleert wird, zum Unterpflügen. Kein Hälmchen geht verloren im bäuerlichen Haushalt. Der Grasrand der Strecke liefert Heu und Frischfutter für die Ziegen, die Pflaumen im Garten werden zu Brotaufstrich, für lebensnotwendige Vitamine sorgt der Anbau von Gemüsen. Es ist gut, daß der Bahnwärter dies alles hat, denn Selbstversorger muß er schon sein. Das nächste Dorf liegt eine gute halbe Stunde vom Hause entfernt, und die kleine Stadt erreicht man gar nur, wenn man, den Weg gewaltsam abkürzend, zuerst ein Stück über die Geleise geht und weiter über schmale Feldwege dahinschreitet, fast eine geschlagene Stunde lang. Da kann man nicht wie die Leute in den Großstädten beim Krämer seine Einkäufe tätigen, und man muß die Besorgungen, die unumgänglich sind, sämtlich auf einmal erledigen. Für das Essen sorgen die Tiere: Die Schweine liefern Schinken und Speck, Wurst und Fleisch, die Hühner legen fleißig Eier, und die Gänse kommen so gegen Weihnachten in den Kochtopf. Das zarte Fleisch der Kaninchen ist besonders schmackhaft, die Ziegen werden zu Milchlieferanten, und was nicht aufgegessen wird, wandert zum Schlächter und erbringt wieder Geld, damit man im Frühjahr wieder Jungvieh einkaufen kann. Und das tägliche Brot? Früher hat man es selber im Backofen gebacken. Heute kommt jede Woche einmal das Brotauto über die holprige Landstraße gefahren.



Das ist der Hof seiner Tochter und des Schwiegersohnes. Da gibt es nicht nur Pferde . . .

Das Brotauto ist eine der wenigen Verbindungen mit der Welt. Immer Neues weiß der Mann zu berichten, und er nimmt auch einmal eine Bestellung an einem entferntwohnenden Verwandten mit. Dann ist auch der Briefträger da, der Morgen für Morgen die Zeitung liefert. Sonst aber gibt es nur am Sonntag Besuch im Bahnwärterhaus. Da kommt von fern die Tochter gefahren, und der Schwiegersohn und der Enkel sind dann auch nicht weit. Sie sind wieder Bauern geworden, wie es Großvater gewesen ist. Ein Gut ist aufgeteilt worden, und Siedlerstellen sind auf ihm geschaffen. Da haben der Bahnwärter und seine Frau das Geld, das sie in langen Jahren für den eigenen Lebensabend ersparten, freudig hingegeben, damit die Kinder wieder heimfänden zur Scholle. Nun sitzen sie auf dem schmucken Bauernhof und wurden wieder stark und frei. Ja, das ist ein buntes Leben! Ställe, so blitzsauber, daß man vom Boden essen könnte, Vieh, so gepflegt, wie es nur die liebende Hand eines Bauern vermag, Pferde und Kühe und Schweine und Schafe! Rings um das Haus dehnen sich weithin die Äcker bis zum fischreichen See, der nach Tageslast zum Baden einladet. Hier werden auch die beiden Alten einmal ihr Leben beschließen. Für alle haben sie gelebt — nun werden alle auch für sie sorgen.

Dr. Herbert Werner Gewande.



. . sondern auch eine große Getreidemähmaschine. — Sehr stolz ist der Bahnwärter, daß seine Nachkommen wieder richtige Bauern geworden sind

Rätsel, Schnickschnack, Ringelreihe

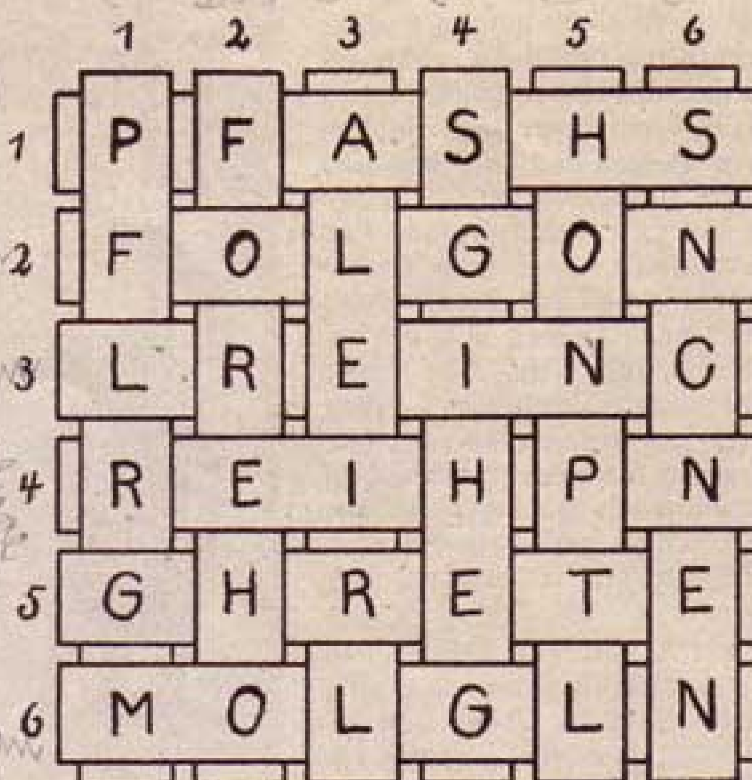
Zwei Bauernrätsel

**Drei Worte
nennen eine Nutzpflanze und ihre Verarbeitung.**

Erst blau wie der Himmel und grün wie der Klee,
dann bräunlich und fahl wie im Walde das Reh,
dann länglich, als wollt' es umspannen die Welt,
dann schneeig von Farbe und breit wie ein Feld.

Wie heißt das winzige Ding?

Der Bauer legt mich in die Erde
und betet still dazu: „Es werde!"
Ich setz' mich auf des Jägers Flinte,
damit der Schuß sein Ziel auch finde.



Flechtworträtsel

Bedeutung der Wörter auf den einzelnen Streifen: a) von links nach rechts: 1. Gespinstpflanze, 2. Brotgetreide, 3. Futterpflanze, 4. Brotgetreide, 5. zum Brauen verwendetes Getreide, 6. Ackermaß;
b) von oben nach unten: 1. Einhegung für das Vieh, 2. durch den Pflug hervorgebrachte Ackerrinne, 3. Gerät zum Dreschen, 4. Werkzeug zum Schneiden des Getreides, 5. durch Tiere in Bewegung gesetztes Triebwerk, 6. Gerät zum Heuwenden.

Hafermähen, ein altes bäuerliches Kinderspiel



Solo: { Mor - gen woll'n wir Ha - fer mäh'n, wer soll den uns bin - den? {
Chor: { Das soll uns - re Freun-din thun, die wir hier schon fin - den. }



Solo: Macht nur fort, ja macht nur fort, hier und dort, ja hier und dort.



Un - ter die - sen Al - len wird mir die* ge - fal - len.

Hafermähen wird überall auf dem Lande von den Kindern gespielt. Der Hafermäher steht in der Mitte, alle anderen Kinder gehen singend im Kreise herum. Bei den Worten: „wird mir d i e gefallen" holt sich der Mäher aus dem Kreise einen Tänzer oder eine Tänzerin und tanzt damit einige Male herum. Dann nimmt er den freigewordenen Platz des Kindes ein, mit dem er getanzt hat, dieses wird nun Mäher und das Spiel beginnt von vorn. In einigen Gauen wird das Hafermähen noch anders gespielt. Es fängt an, wie es oben beschrieben ist, nur daß immer eine gerade Zahl Kinder im Kreis stehen muß, so daß je zwei ein Paar bilden können. Wenn der Mäher sich nun eine Tänzerin wählt, bilden auch die anderen Kinder schnell Paare. Ein Kind muß dabei übrigbleiben, das ist dann beim nächsten Male der Mäher.

Zu diesem Lied singt man in den einzelnen deutschen Gauen verschiedene Texte; hier einige Proben.

Im Vogtland singt man:

Morgen woll' m'r Haber schneiden
Kleine Gärble binden.
Ich hab verloren mein Feinslieb,
Wird sich wieder finden.
Hier und dort ein andermal
Unter diesen allen!
Die ich jetzt mir nehmen soll,
Wird mir wohlgefallen.

Im Braunschweigischen lautet der Text:

Morgen woll'n wir Hafer mähen,
Wer hat Lust zum Binden?
Wer will meine Liebste sein?
Die wird sich schon finden.
Hier und da, fern und nah,
Bist ja doch mein liebes Kind!
Ach ja, ja, ja.
Sie sagen alle ja,
Und meinens doch so nicht.

Ein Rätsel

des großen deutschen Freiheitsdichters
Friedrich von Schiller.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen?
Doch ziehts's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht um zu verletzen,
am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

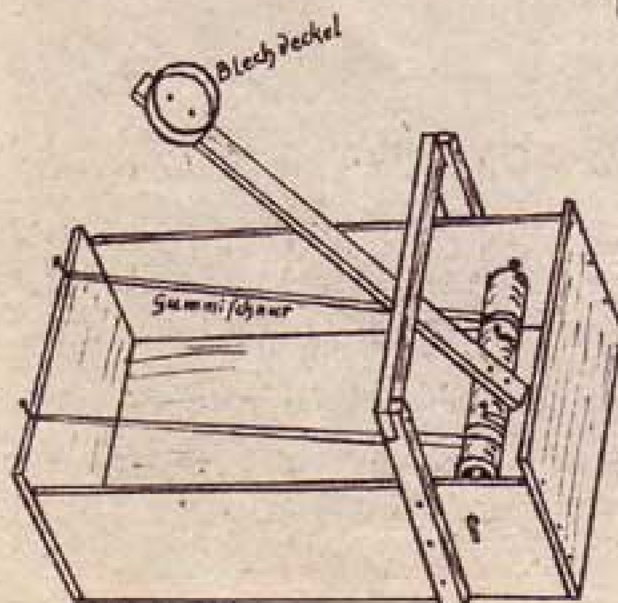
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden.
Niemand beraubt's und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden

Und macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
die ält'sten Städte hat's erbaut.
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und heil dem Volk, das ihm vertraut.

Geographisches Rätsel



Die Pfeile zeigen auf die Städte, deren Namen ihr suchen sollt. Nun nehmen wir den gefundenen Namen die Buchstaben fort, die durch die Ziffern bezeichnet sind. In der Reihenfolge der Bilder nacheinander gelesen ergeben diese Buchstaben zusammen ein Sprichwort.



Eine Schleudermaschine

Als es noch keine Kanonen gab, benutzte man sowohl zur Verteidigung als auch zur Belagerung einer Burg oder Stadt sinnreich gebaute Schleudermaschinen. Solch eine Schleudermaschine können wir uns aus Zigarrenkisten bauen. Außerdem benötigen wir nur noch eine Paketträgerrolle, ein Endchen Draht, zwei Gummischnüre und ein Blechdeckelchen. Wie ihr die Schleudermaschine baut, seht ihr am besten aus der Zeichnung.





Wird hier gezaubert?

Dieses Mal nicht. Wir wollen nur feststellen, wieviel Sauerstoff die Luft enthält, in der wir uns gerade aufhalten. Im ersten Augenblick scheint das unmöglich, aber ihr werdet sehen, es geht, ihr könnt es sogar selbst machen. Mit einigen Tropfen Stearin befestigen wir auf der Mitte einer Untertasse einen Kerzenstumpf und setzen die Kerze in Brand. Die Untertasse füllen wir bis beinahe zum Rand mit Wasser und stülpen dann ein gewöhnliches Wasserglas über die brennende Kerze. Nach kurzer Zeit steigt das Wasser im Glase, die Flamme brennt matter und matter und verlischt schließlich ganz. Der Wasserstand im Glas bleibt jedoch. Wie kommt das? Beim Verbrennen wird Sauerstoff verbraucht. In dem Glase ist nur eine bestimmte Menge Sauerstoff vorhanden. Wenn er durch das Brennen der Kerze verbraucht ist, muß sie ausgehen, denn dann befindet sich nur noch Stickstoff im Glase. Ihr werdet bei euren Versuchen sehen, daß das Wasser durchschnittlich etwa um $^{1}/_{5}$ der Glashöhe angestiegen ist, d. h., $^{1}/_{5}$ der vorhandenen Luft war Sauerstoff und $^{4}/_{5}$ waren Stickstoff. Für jeden Kubikzentimeter Sauerstoff, den die Flamme verzehrt, dringt je ein Kubikzentimeter Wasser in das Glas hinein. Wie kommt das nun wieder? Durch das Verbrennen des Sauerstoffes wird die Luft im Glase dünner und die äußere Luft drückt auf die gesamte Wasserfläche und drückt damit auch das Wasser im Glase hoch.

+			A	C	K	E	R	−		
L	W	Z	1					C	K	R
R	S	T	2					A	L	W
A	F	U	3					S	T	Z
B	L	L	4					A	F	R
P	R	S	5					B	L	L
H	O	T	6					E	P	U
E	F	K	7					H	S	T
A	S	T	8					E	F	O
G	M	U	9					A	K	S
A	B	E	10					M	T	U

Plus-Minus-Rätsel

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Gerät zum Zerkleinern der Ackerschollen, 2. Handhabe am Pflug, 3. Behälter, aus dem das Vieh Heu frißt, 4. männliches Rind, 5. Abfall beim Reinigen des Getreides, 6. gedroschenes Getreide, 7. Heugabel, 8. Erdhacke mit Zinken, 9. Herbstheu (zweiter Schnitt), 10. Getreidebündel.

Das Ei als Trichter

Wie oft kommt es vor, daß man gerade keinen Trichter zur Verfügung hat. Aber da liegen ja doch noch die Eierschalen vom Eierpfannkuchen, den die Mutter eben angerührt hat. Also pieken wir mit einer Stopfnadel ein Loch in die Spitze der Eierschale und schon ist der Trichter fertig.

Rätsel: Mit a baut sein Nest es auf hohem Baum,
mit e trägt es Früchte auf sonn'gem Raum,
mit ü sich die Kinder nicht gerne daran laben,
wie fein auch das Wort mit ei es mag schaben.

Kapselrätsel

Donnerkuhle — Salamander — Hohlsaum — Kupferdraht — Kohlentender Mischwein — Hohlziegel — Menniganstrich — Hochseeflotte — Gesellschaft

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein Haustier enthalten. Unter den zehn Haustieren befindet sich ein ausländisches. Aneinandergereiht ergeben die Endbuchstaben der Tiernamen eine Aufforderung, die jedoch nur als Scherz zu verstehen ist.

Berichtigung

In „Hilf mit!“ Nr. 11 veröffentlichten wir zu dem Aufsatz „Das alte Mammut erzählt“ einige Zeichnungen der Urzeit. Der abgebildete Elch stammt nicht aus Spanien oder Frankreich, sondern wurde auf deutschem Boden gefunden, bei Thaingen in Schwaben.

In dem Aufsatz „Sturmführer Horst Wessel“ („Hilf mit!“ Nr. 12) ist uns ein Druckfehler unterlaufen. Nicht 1930, sondern am 2. August 1929 erfolgte vom Berliner Jüdenhof der Abmarsch des Horst-Wessel-Sturmes zum Parteitag nach Nürnberg.

Bilderrätsel



Dieses Bilderrätsel können schon die Kleineren lösen. Es nennt mit einem Wort die Zeit, zu der der Soldat schlafen geht.

Dieser Buchstabe ist durch zwei gleiche Striche in acht Teile zu zerlegen.



Wir wollen mithelfen

Briefe von Schulkindern über das Winterhilfswerk 1934/35

Eine Jungenschaft sammelt Papier.

Im vorigen Winter war es. Wir saßen vergnügt und munter in unserem neuen, selbsttapezierten Heim und sangen pfundige Landsknechts- und Fahrtenlieder. Unser Heim sah einfach knorke aus, da ließ sich nichts gegen sagen. Wir hatten einem alten Pferdestall, der längst von seinem Besitzer wegen „Unfähigeit" aufgegeben war, mit Hilfe von ungeheuren Wassermengen, vielen Leisten und geschnorrter Tapete wieder ein „menschliches Aussehen" gegeben. Es war verflixt gemütlich an dem Abend.

Plötzlich aber wurde die gute Stimmung durch lauten Krach unterbrochen. Kurt und Erich hatten sich in die Wolle gekriegt. „Du hast doch gestern Stubendienst gehabt und hast also für Sauberkeit zu sorgen. Wie sieht das aber noch aus? Da liegt ja noch der ganze Zeitungskram vom Tapezieren. Meinst du vielleicht, ich räume den weg, bloß weil du gestern zu faul zum Stubendienst warst?" Wütend stieß Kurt mit dem Fuß gegen einen Stapel alter Zeitungen, die in einer Ecke des Heimes lagen. „Wo soll ich denn den Quatsch hinbringen", gab Erich wütend zurück, „denkst du, ich mache eine Altpapierwarenhandlung auf?"

Unbemerkt war inzwischen unser Jungenschaftsführer Hans eingetreten. Erich wiederholte noch einmal knurrend seinen Satz mit der Altpapierwarenhandlung. Da sagte Hans laut: „Gar nicht so dumm, der Vorschlag."

Wir kriegten natürlich alle einen Schreck, als unser Jungenschaftsführer auf einmal hinter uns stand. „Paßt einmal auf", sagte er und wies auf den Stapel Zeitungspapier. „Das ist noch lange nicht genug, das muß noch viel mehr werden." Kurt, der am anderen Tage Stubendienst hatte, machte entsetzte Augen. „Wieso noch mehr?" — „Das sollt ihr gleich hören! Also — wir sammeln jetzt alle alten Zeitungen, dann verkaufen wir sie in der Altwarenhandlung. Das Geld aber überweisen wir der Winterhilfe." — Das gab ein lautes Hallo bei uns. Da waren wir natürlich alle dabei. Am andern Tage sahen die Hausbewohner schwerbepackte Jungen im Heim aus- und eingehen. „Wo wollen die bloß mit dem ganzen alten Zeitungspapier hin?" fragte sich mancher kopfschüttelnd. Wir aber schleppten mit Feuereifer weiter Zeitungsballen auf Zeitungsballen in unser Heim, in dem jetzt fast kein freies Fleckchen mehr war. Dann verluden wir das Papier auf einen Handwagen, und hinein ging es in die Stadt zum Altpapierwarenhändler. Zwanzig Mark erhielten wir ausgezahlt. Der Händler gab uns noch zwei Mark zu, als er erfuhr, wofür wir gesammelt hatten.

Auf der NSV.-Ortsgruppe waren alle sehr überrascht und freuten sich riesig. Jetzt hängt in unserem Heim ein großes Bild von unserem Führer, das hat uns der Ortsgruppenleiter geschenkt und dazu geschrieben: „Meinen jungen Kameraden für ihren Tateinsatz im Winterhilfswerk." Werner S.

Weinflaschen für die Winterhilfe.

Erst haben sie alle gelacht, als ich es in der Klasse erzählte. Aber nachdem haben die meisten gesagt: „Du, das ist ja einfach pfundig. Nächstes Mal machen wir das auch, das mit den Weinflaschen für die Winterhilfe."

Unser Lehrer hatte uns in der Deutschstunde einen langen Vortrag über die Volksgemeinschaft und die Winterhilfe gehalten. Er hatte gesagt, daß jeder Deutsche, ob Mann oder Frau, ob Junge oder Mädel, dieses Aufbauwerk des Führers unterstützen müsse. Da bin ich nach Hause gegangen und habe mir vorgenommen, auch etwas Schönes für das Winterhilfswerk zu tun. Aber wie sollte ich das machen? Geld hatte ich nicht, denn mein Vater kann mir kein Taschengeld geben, weil er nur ein einfacher Streckenarbeiter bei der Deutschen Reichsbahn ist. Auf einmal fiel mir ein, daß bei uns im Keller noch eine Menge alter Wein- und Bierflaschen standen. Wir haben nämlich draußen in Kaulsdorf in einer Laubenkolonie ein Stückchen Pachtland (man nennt das „Schrebergarten"). Mein Vater hatte dort Stachelbeer- und Johannisbeersträucher angepflanzt. Die reifen Beeren wurden ausgepreßt und der Saft in einer großen Korbflasche zum Gären aufbewahrt. Daraus wurde dann später Johannis- und Stachelbeerwein. Die vielen Wein- und Bierflaschen aber brauchte mein Vater zum Abfüllen des Weines. Auf meine Bitte, mir doch ein paar Flaschen zu schenken, fragte mich der Vater: „Wozu brauchst du sie? Was willst du denn mit dem Geld?" Da habe ich geantwortet: „Ich möchte auch einmal etwas für die Winterhilfe tun!" Darauf hat mir mein Vater den Kellerschlüssel gegeben und dann gesagt: „Wir haben zwar selber nur wenig, aber wenn wir können, dann wollen wir auch helfen!" Zwanzig Flaschen schenkte mir mein Vater, und ich erhielt zwei Mark fünfzig dafür. Stolz trug ich sie zur NSV.-Stelle und zahlte sie ein. Die Quittung hat mein Vater in seinen Schrank gelegt, weil er sich über mich gefreut hat.

„Sieh mal, Junge", hat er zu mir gesagt, „das ist Sozialismus der Tat; nicht Spenden oder Almosen geben ist sozialistisch, sondern mit dem Volksgenossen teilen und opfern. Wenn alle deine jungen Kameraden so denken und handeln wie du, dann wird es bei uns in Deutschland bald wieder besser werden." Kurt. W.

Ich habe Topflappen genäht . . .

Weil meine Mutter gesagt hat, daß ich an Sie schreiben soll, muß ich jetzt den Brief fertigmachen. Denn wir haben für das Weihnachtsfest etwas gemacht, und das soll beim Winterhilfswerk abgegeben werden, damit auch andere eine Freude haben. Wir sind drei Geschwister, und ich bin die Jüngste. Meine Mutter ist auch bei der NSV. und geht in den Häusern rum und spricht mit den Leuten. Da sieht sie allerhand, und sie hat uns erzählt, daß da manchmal große Freude ist auch über kleine Sachen, die gar nicht viel wert sind. Manche haben so was zu viel und werfen es weg und andere sind arm, und die können es noch brauchen. Ich muß immer die Sachen tragen, die meine große Schwester



Eine Mädchenschulklasse hat Kleinkinderausstattungen gestiftet und die Patenschaft für ein Kleinkind übernommen

Aufnahme: Strauß



In den meisten Schulen hängen die HJ-Wappen, die im verflossenen Winter für das Winterhilfswerk genagelt wurden. „Jeder Nagel ein Schlag gegen die Not"

Aufnahme: Atlantic

ausgewachsen hat. Meine Mutter macht die Sachen immer schön für mich zurecht, macht mir einen neuen Kragen oder so rauf, damits ein bißchen anders aussieht. Wenn ich dann zu groß geworden bin, dann können wir sie nicht mehr brauchen. Aber da läßt sich noch etwas daraus machen. Da hatten wir eine alte Wolljacke, die wollten wir Kinder in den Lumpensack stecken. Doch das hat unsere Mutter nicht erlaubt. Wir mußten die Jacke aufribbeln, Mutter hat für so was keine Zeit, und dann hat meine Schwester Schuhe daraus gestrickt für kleine Kinder, für so kleine Kinder, die noch nicht laufen können, die noch im Wagen liegen, damit sie nicht an den Füßen frieren. Und ich habe Topflappen genäht, weil ich noch nicht stricken kann. Mutter hat die Topflappen zugeschnitten und ich habe sie dann mit buntem Garn umstochen. Ich wollte erst so kleine Mausezähnchen rumhäkeln, aber das gelang mir nicht. Mutter sagte, dazu bin ich noch zu klein, ich soll bis zum nächsten Jahr warten, und die Leute freuen sich auch so über meine Topflappen. Und dann haben wir es den andern Kindern in unserm Hause gesagt, sie sollten auch helfen. Da haben wir denn aus Abfällen einen ganzen Haufen Kleinigkeiten genäht, gehäkelt und gestrickt und zum Winterhilfswerk gebracht.

Meine Mutter hat gesagt, das müßten alle Kinder so machen in Deutschland und deswegen schreibe ich Ihnen. Heil Hitler! Käthe L.

Die vorstehenden Briefe eurer Kameraden und Kameradinnen zeigen euch, was andere Kinder für das Winterhilfswerk getan haben. Wie steht es mit euch? Auch in diesem Winter soll ja wieder Hunderttausenden und Millionen armer Volksgenossen geholfen werden. Wie wollt ihr dabei mithelfen? Überlegt euch diese Frage einmal ganz genau, und dann teilt uns eure Vorschläge mit. Ihr könnt Glück haben, denn wir wollen die besten Vorschläge belohnen. Je nach ihrem Wert sollen dafür fünf bis zwanzig Mark gezahlt werden. Nun denkt euch etwas ganz besonderes aus, nicht etwas, was alle schon gemacht haben, sondern etwas ganz Neues. Das teilt ihr uns dann in einem Briefe mit.



Aufnahme: Strauß

Am Tag der Polizei
Der kleine Mann hat eine Spende in die Sammelbüchse getan und darf dafür auf dem Schimmel des Polizeibeamten sitzen

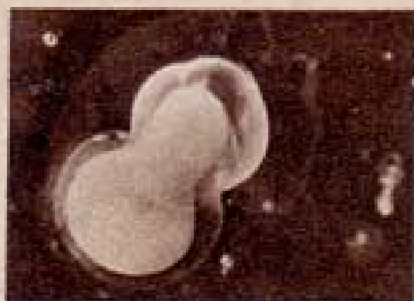
Auch auf andere Weise könnt ihr euch eine Belohnung verdienen. Manche unter euch besitzen einen Photoapparat, vielleicht habt ihr ihn früher in einem „Hilf-mit!"-Preisausschreiben gewonnen. Der Leiter des Winterhilfswerkes, Hilgenfeld, bittet uns, die deutsche Jugend zur Einsendung von Winterhilfswerkbildern aufzufordern. In jedem noch so kleinen Ort wird ja in diesem Winter für das Winterhilfswerk gearbeitet. Der Wagen, der die Kleidungsstücke, Wäsche usw. sammelt, fährt durch die Straßen, es wird mit Sammelbüchsen gesammelt und zu Hause mancherlei genäht und gestrickt. Gewiß werden auch einige Jungen schöne Sachen basteln und zur Sammelstelle des Winterhilfswerkes tragen; da gibt's also eine Menge zu photographieren. Schickt uns die Bilder ein, die besten werden ebenfalls mit einem Geldpreis belohnt.

Alle Einsendungen sind mit folgender Anschrift zu versehen: An den „Hilf-mit!"-Wettbewerb für das Winterhilfswerk, Berlin-Tempelhof, Alboinstraße 21/23. — Der Einsendetermin läuft vom 1. Oktober bis 30. November 1935. Die besten Vorschläge werden veröffentlicht. Auf allen Zuschriften, auch auf den Photos, muß Vor- und Zuname des Einsenders, Alter und genaue Anschrift (mit Poststation) stehen. Einsendungen, die diese Bedingungen nicht erfüllen, werden nicht berücksichtigt. Alle Einsendungen bleiben Eigentum des Verlages und werden n i c h t zurückgeschickt.



Jungvolk hilft bei der Kleidersammlung

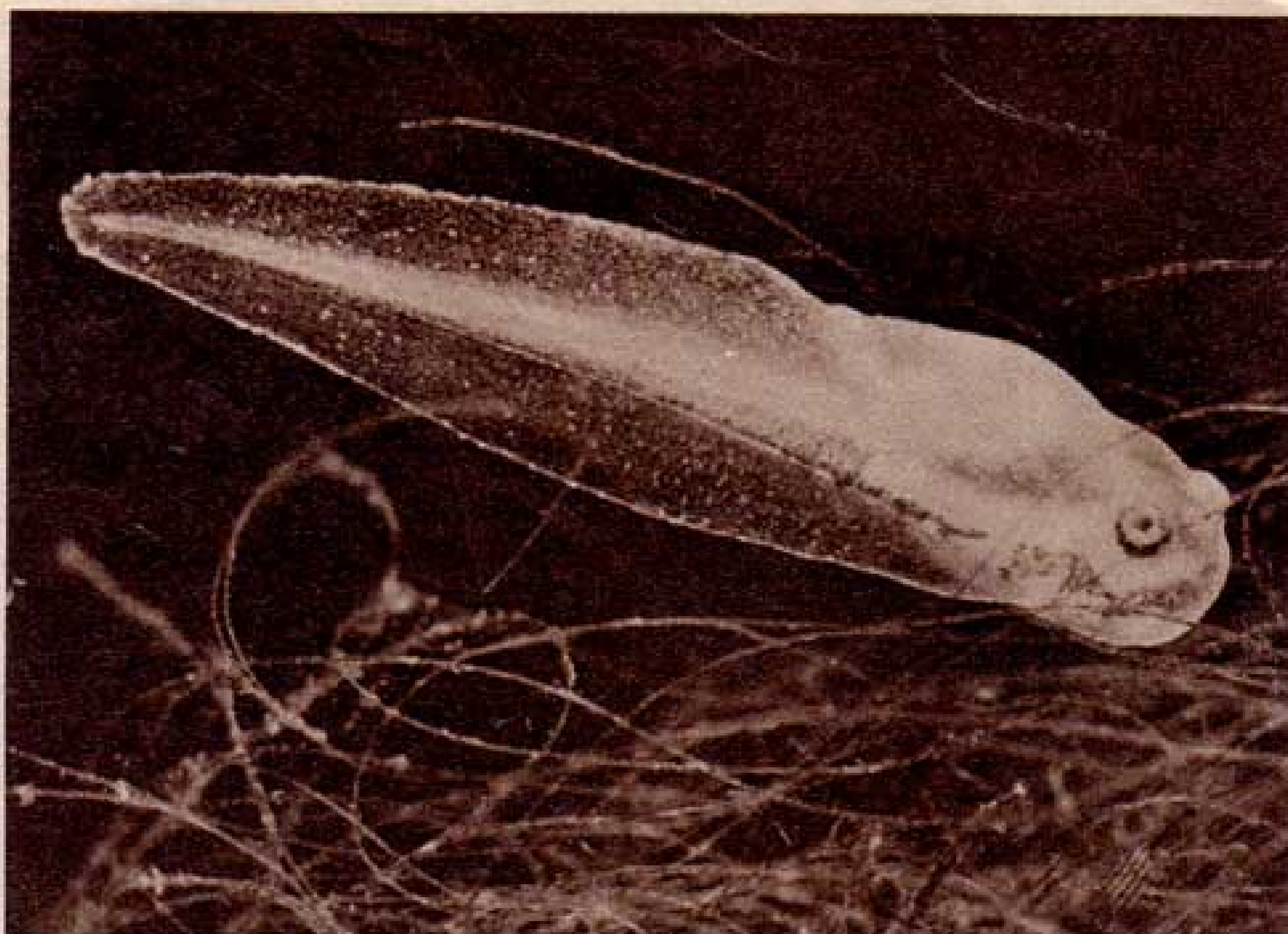
Aufnahme: Atlantic



1. Die Laubfroscheier sind nicht wie alle andern Froscheier grauschwarz, sondern gelblich weiß und etwa ein bis zwei Millimeter dick

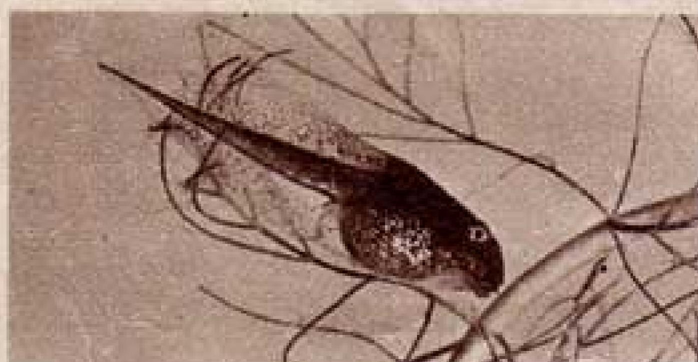


2. Aus dem Ei schlüpft nach wenigen Tagen eine weiße Larve ohne Augen. Mit ihrem Saugmund heftet sie sich an den Wasserpflanzen fest



3. Die Entwicklung geht weiter.
Der Ruderschwanz verbreitert sich; die Augen stülpen sich aus dem Gehirn hervor

Aus der Kinderstube eines Wetterpropheten

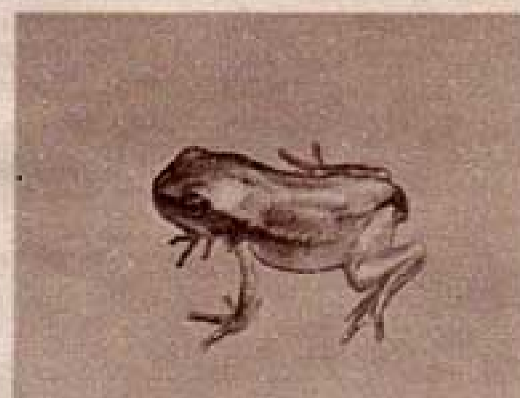


4. Maul Augen und Bauch haben sich gebildet; Flecken breiten sich am Körper aus

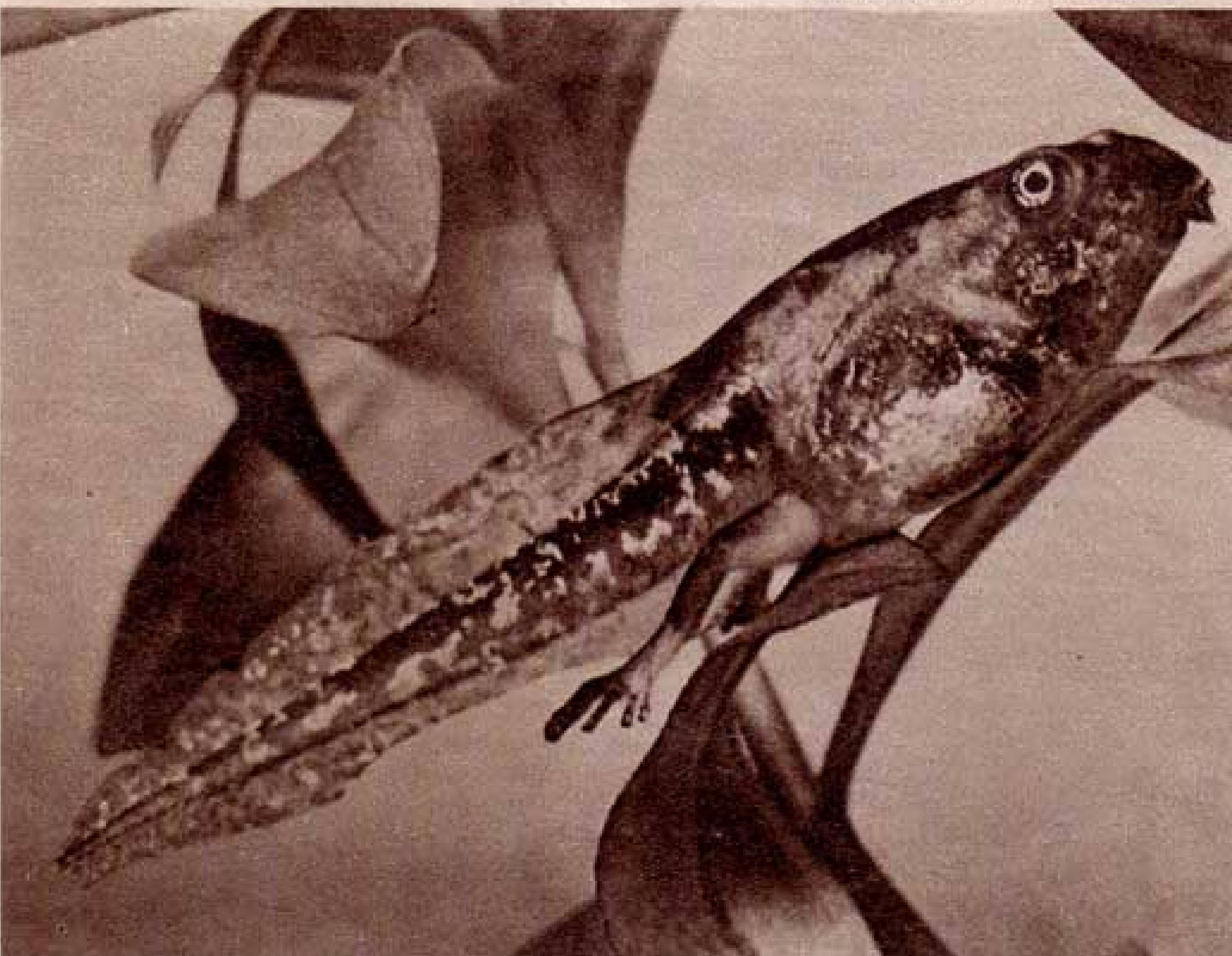
Der Laubfrosch, der auch bei uns lebt, stammt aus den Tropen, also aus sehr heißen Gegenden. Damit hängt es zusammen, daß er nicht, wie alle anderen bei uns lebenden Frösche, grauschwarze Eier legt, sondern weißlichgelbe. Auch die jungen Kaulquappen, die aus diesen Eiern schlüpfen, sind zunächst weiß. Woher kommt das wohl? In den Tropen, aus denen der Laubfrosch stammt, ist es sehr heiß; die weiße Farbe aber schützt vor übermäßiger Hitze. Der Laubfrosch ist der einzige tropische Frosch, der es verstanden hat, in unsere gemäßigte Zone einzudringen.

Dr. Graf Zedtwitz.

Aufnahmen: Franz Graf Zedtwitz



6. Hier sind auch die Vorderbeine schon entstanden. Vom Ruderschwanz ist noch ein kleiner Stummel zu sehen Die Kiemen sind in Lungen umgewandelt



5. Endlich sprossen und wachsen die Hinterbeine.
Nun ist der werdende Laubfrosch etwa 5 Centimeter lang. Noch atmet er durch Kiemen



7. Ein ganzes Jahr vergeht, ehe der grüne Wetterprophet ausgewachsen mit den Haftzehen auf dem Blatt sitzt, dessen grüne Farbe er trägt

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS Lehrerbund. Hauptschriftleiter und verantwortlich: Erwin Ibing, Berlin. — Druck und Verlag: Verlagsanstalt H.A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23, Fernruf: G 5 (Südring) 6456. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.

http://forum.skadi.net

